

ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY

Im Herzen der Wüste

Gefangen im Sand der Sahara



Alfa-Veda



Saint-Exupéry vor der Lockheed P-38H Lightning, in der er seinen letzten Flug unternahm

Antoine de Saint-Exupéry (1900–1944) schilderte als Berufspilot die Anfangsjahre der Fliegerei und wurde damit schon zu Lebzeiten als Autor weltberühmt. Ende 1935 stürzte er auf einem Flug nach Saigon mitten in der Sahara ab, ohne Wasser und ohne zu wissen, wo er sich befand. Der ergreifende Bericht über seinen Überlebenskampf schildert die konkreten Ereignisse dieser drei einsamen Tage, die ihm sechs Jahre später als Rahmen für den Besuch des Kleinen Prinzen dienten, der von einem anderen Planeten auf die Erde kam.

Antoine de Saint-Exupéry

Im Herzen der Wüste

Gefangen im Sand der Sahara



Alfa-Veda

Originaltitel
»Au centre du désert«
enthalten in »Terre des hommes«
Erstveröffentlichung Éditions Gallimard,
Paris, Februar 1939.
Einige Passagen stammen aus
»Prisoner of the Sand«
enthalten in »Wind, Sand and Stars«
Erstveröffentlichung Reynal & Hitchcock,
New York, Juni 1939.

Die amerikanische Fassung unterscheidet sich deutlich von der französischen.
Saint-Exupéry strich Passagen der französischen Fassung
und fügte neue Texte speziell für amerikanische Leser ein.
Der Beginn bis zum Mittelmeer ist nur in der amerikanischen Fassung enthalten.
Beide Fassungen finden Sie auf: www.alfa-veda.com/au-centre.pdf

Deutsch von Jan Müller
Lektorat: Dr. Jens Petersen
Umschlaggestaltung und Satz: Jan Müller
Druck und Bindung: Book on Demand GmbH, Norderstedt

1. Auflage Januar 2021
© 2021 Alfa-Veda Verlag, Oebisfelde
alfa-veda.com
ISBN: 978-3-945004-55-5

I

1935 fand ich mich eines Tages auf einem Langstreckenflug nach Indochina mitten im tiefsten Herzen der Wüste. Ich war in Ägypten an der Grenze zu Libyen im Sand steckengeblieben und dachte, ich würde sterben. Hier ist die ganze Geschichte.

Als ich am 29. Dezember 1935 abhob, ahnte ich noch nicht, welches extreme Martyrium der Sand für mich bereithielt. Ich hatte dem Wetteramt noch meinen letzten Besuch abgestattet, wo Monsieur Viaud wie ein mittelalterlicher Alchemist über seine Wetterkarte gebeugt war. Auf der riesigen Karte waren alle Tiefdruckgebiete der Welt verzeichnet – ockerfarben wie die Erde Asiens. Mein Kollege Lucas war mitgekommen, und wir starrten auf die kurvi-gen Linien der aufkommenden Winde, die auf mich mit ihren winzigen Pfeilen wie dornen-gespickte Ranken wirkten.

»Hier ist ein Sturm, den wir nicht vor Montag zu befürchten haben«, erklärte uns Mon-sieur Viaud. Über Russland und Skandinavien ballten sich wirbelnde Linien wie ein einge-rollter Dämon zusammen. Im Irak tobte ein Kobold in der Nähe von Basra. »Dieser Bursche beunruhigt mich ein wenig«, sagte Monsieur Viaud.

»Ist das ein Sandsturm?«, fragte ich besorgt, denn ich würde noch vor Tagesanbruch Basra erreichen und wollte nicht nachts in einen Wüstensturm geraten, der den Himmel in einen gelben Glutofen verwandelte, Berge, Städte und Flüsse unter sich begrub und Himmel und Erde in eine einzige große Feuersbrunst hüllte. Selbst bei Tageslicht wäre ein Flug durch ein solches Chaos, das aus den Elementen einen nicht unterscheidbaren Einheitsbrei machte, schlimm genug.

»Sandsturm? Nein, nicht wirklich.«

»Immerhin«, sagte ich mir etwas beruhigt und sah mich im Raum um. Diese Laboratmo-sphäre gefiel mir. Hier war Monsieur Viaud, so empfand ich, der Welt vollkommen entrückt. Sobald er den Raum betrat und Hut und Mantel an den Haken hängte, legte er damit auch die ganze Turbulenz ab, in der die restliche Menschheit lebte. Die Sorgen um Familie, Einkom-men und Beziehungen – alles, was das Herz bewegte – blieb an der Schwelle dieses Raumes zurück wie an der Tür einer Mönchsklause, einer Sternwarte oder der Kammer eines Funk-turms. Er gehörte zu jenen Menschen, die sich vollkommen in ihren geheimen Zufluchtsort zurückziehen konnten, um sich ungestört mit dem Universum zu unterhalten.

Überlegend rieb Monsieur Viaud behutsam seine Handflächen aneinander. »Nein, kein Sandsturm. Schauen Sie.« Sein Finger wanderte über die Karte und erklärte uns genau den Grund für seine Beurteilung ...

Gegen vier Uhr morgens rüttelte mich Lucas wach. »Hallo! Aufwachen!«

Während ich mir noch die Augen rieb, erklärte er: »Hier ist der Bericht, schau ihn dir an! Schau auf den Mond. Von dem wirst du heute Nacht nicht viel sehen. Er ist neu, gibt kaum Licht und geht schon um zehn Uhr unter. Und hier die Daten für Sonnenaufgang in der Zeitzone Greenwich und in Ortszeit. Und hier die Karten mit deiner genauen Flugroute. Und hier ...«

»... deine Tasche mit dem Gepäck für Saigon«, unterbrach ihn meine Frau: Rasierzeug und ein Hemd zum Wechseln. Wer unbeschwert reisen will, reist mit leichtem Gepäck.

Wir stiegen ins Auto und brausten ab nach Le Bourget, während das Schicksal im Hintergrund seine Fäden spann. Die angeblich günstig wehenden Winde, der um 10 Uhr untergehende Mond, alles war strategisch genau geplant, damit das Schicksal in Kürze mit voller Gewalt zuschlagen konnte ...



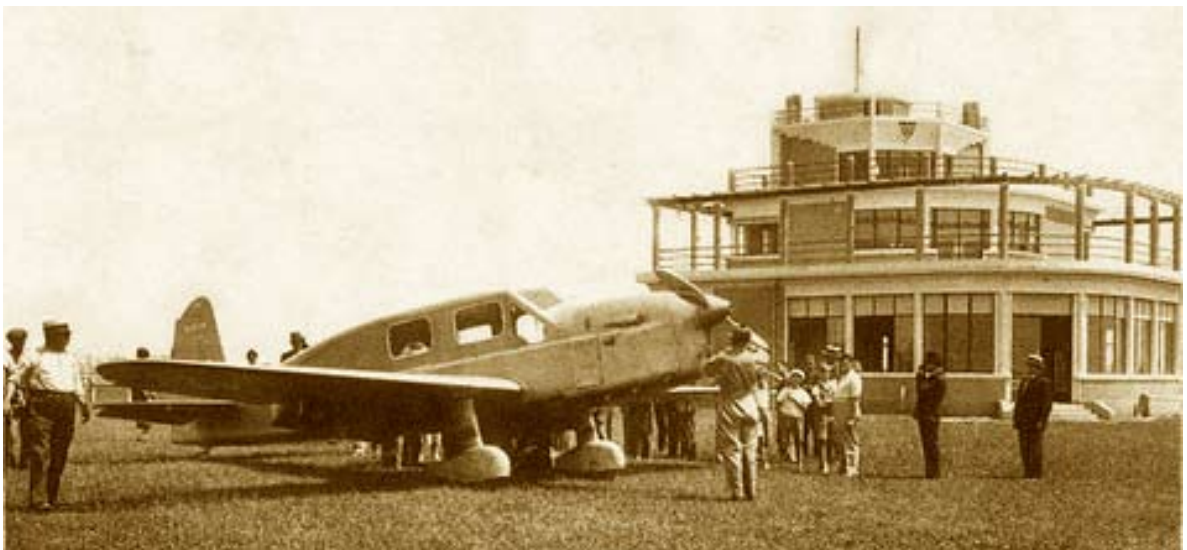
Saint-Exupéry's Caudron C.630 Simoun F-ANRY.

Auf dem Flughafen war es kalt und dunkel. Die Simoun wurde aus ihrem Hangar gerollt. Ich lief um mein Luftschiff herum und streichelte mit dem Handrücken seine Flügel in einer Liebkosung, die ich für Liebe hielt. Zwölftausend Kilometer war ich damit geflogen, und die Motoren hatten keinen einzigen Schlag ausgesetzt; kein einziger Bolzen hatte sich gelöst. Dies war das Wunderwerk, das uns in der nächsten Nacht das Leben rettete, indem es sich weigerte, sich beim Schlittern über die Düne zu Pulver zermahlen zu lassen.

Freunde kreuzten am Hangar auf. Jeder Langstreckenflug begann mit der gleichen Atmosphäre, und keiner, der das einmal erlebt hat, möchte je darauf verzichten: der Wind, der Nieselregen bei Tagesanbruch, die leise schnurrenden Motoren, die sich aufwärmten; die Maschine zur Eroberung der Welt, die in ihrem frisch aufgeputzten Kleid erstrahlte – das alles ging einem tief zu Herzen. Man spürt schon die Vorfreude auf die Schätze, die man unterwegs erobern wird: die Länder, die uns die Landkarte in grünen, braunen und gelben Flächen verspricht; die klingenden Namen, aus denen die Rosenkranzperlen des Piloten bestehen; die Stunden, die auf dem Flug nach Osten Richtung Sonne auf uns zukommen werden.



André Prévot und Antoine de Saint-Exupéry vor dessen Luftschiff.



Freunde kreuzen in Le Bourget am Hangar auf.

Es herrscht eine ganz besondere Atmosphäre in dem winzigen Cockpit, in dem man noch halb verschlafen seine Thermoskannen und seine sieben Sachen zum Übernachten verstaut. Die schwerbeladenen Treibstofftanks und vor allem die magischen Instrumente, die

wie Juwelen am Armaturenbrett angeordnet sind und im Dunkel der Nacht wie Sternbilder leuchten. Der Metallglanz des künstlichen Horizonts, die Stethoskope, mit denen der Pilot den Herzschlag des Himmels abhört, alles das lässt das Pilotenherz höher schlagen. Das Cockpit, diese kleine Welt für sich hinter der Flugzeugnase, ist das eigentliche Zuhause eines Piloten.



»Die magischen Instrumente, die nachts wie Juwelen am Armaturenbrett leuchten.«

Ich hob ab, und obwohl wir schwer mit Treibstoff beladen waren, kam ich leicht nach oben. Ich umflog Paris mit einem Schwenk und folgte der Seine, bis ich bei Melun wegen dicken Regenschauern sehr tief fliegen musste. Ich steuerte auf das Loiretal zu, überflog Nevers, dann Lyon. Über der Rhone wurde ich ziemlich durchgeschüttelt. Der Mont Ventoux war schneebedeckt, dann kamen Marignane und Marseille. Wie in einem Traum glitten die Städte unter mir vorbei, die kurzen Entfernungen waren im Nu zurückgelegt, die Zeit verstrich buchstäblich „wie im Fluge“. Manchmal schaut man nach einer Viertelstunde Flug auf die Uhr und wundert sich, dass erst fünf Minuten verstrichen sind. An anderen Tagen drehen sich die Zeiger im Handumdrehen eine Viertelstunde weiter. Heute floss die Zeit rasch dahin, das war ein gutes Omen. Ich flog aufs offene Meer hinaus.



»Man spürt schon die Vorfreude auf die Schätze, die man erobern wird.«



»Ich hob ab, und obwohl die Treibstoffladung schwer war, kam ich leicht nach oben.«

Von der Tankanzeige am Backbordflügel stieg plötzlich ein merkwürdiger Dampf auf. Oder war es gar eine Rauchfahne? »Prévot!«

Mein Mechaniker beugte sich zu mir herüber.

»Schauen Sie mal! Ist das Gas? Scheint ziemlich schnell auszulaufen.«

Er schaute sich um und schüttelte den Kopf.

»Prüfen Sie besser mal nach, wie viel Treibstoff wir verbrauchen«, sagte ich. Ich wollte nicht gerne umkehren und hielt weiter Kurs auf Tunis. Ich schaute mich nach Prévot um, der die Anzeige am hinteren Treibstofftank prüfte.

Er kam zurück und sagte: »Wir haben fast fünfzig Gallonen verbraucht.«

Das war ernst: Rund zwanzig Gallonen waren ausgelaufen in den Wind! Ich kehrte nach Marignane um, wo der Tank geflickt und wieder gefüllt wurde. Während ich meinen Kaffee trank, tat mir die verlorene Zeit weh wie eine offene Wunde. Die Air-France-Piloten erkundigten sich, ob ich nach Saigon oder nach Madagaskar wollte, und wünschten mir viel Glück. Mit repariertem vollen Tank hob ich von neuem ab und hatte außer der holprigen Fahrt über das aufgeweichte Rollfeld weiter keine Schwierigkeiten.



Mein Bordmonteur André Prévot zündete mir Zigaretten an, und wenn ich »Kaffee!« rief, verschwand er im Heck des Cockpits und kam mit einer Thermoskanne zurück. Ich trank und drückte von Zeit zu Zeit auf den Gashebel, um die Motoren genau auf 2100 Umdrehungen zu halten. Immer wieder wanderte mein Auge über die Zifferblätter wie das eines Kapitäns, der seine Crew inspiziert. Aber alle meine Untertanen standen stramm in Reih und Glied. Jede Nadel stand genau dort, wo sie sein sollte.

Ich blickte auf das Meer unter mir, das im Regen dampfte und brodelte wie eine heiße Badewanne. Im Wasserflugzeug hätte mich die aufgewühlte See beunruhigt; aber mit meinem Landflugzeug konnte ich sowieso nicht auf dem Wasser landen, darum ging mich der hohe Seegang nichts an. So seltsam es klingen mag, aber dieser Gedanke gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Das Meer war außerhalb meiner Welt, damit hatte ich nichts zu tun. Einen Motorschaden durfte ich über dem Meer einfach nicht haben, weil ich dafür nicht ausgerüstet war.

Nach anderthalb Stunden ließ der Regen nach, und obwohl die Wolken immer noch tief hingen, begann eine strahlende Sonne durchzubrechen. Die Aussicht auf gutes Wetter munterte mich ungemein auf. Über mir sah ich eine dünne Wattesicht und schwenkte zur Seite, um einem Wolkenbruch auszuweichen. Das Zentrum des Sturmes hatten wir bereits hinter uns, und vor mir ahnte ich die erste Lücke in der Wolkenbank. Ich spürte sie, noch bevor ich sie sah, denn vor mir auf dem Meer lag ein langer wiesenfarbener Streifen, eine Art Oase von tiefem, leuchtendem Grün, die mich an die Gerstenfelder in Südmarokko erinnerte, bei denen ich immer aufgetatmet hatte, wenn ich sie auf dem Weg vom Senegal herauf nach dreitausend Kilometern Sand erblickte.

Genau wie in Marokko hatte ich jetzt das Gefühl, endlich wieder bewohnbare Landschaft erreicht zu haben, und ich atmete erleichtert auf.

Ich wandte mich zu Prévot um und rief: »Das Schlimmste haben wir hinter uns. Jetzt wird es gut.«

»Ja«, sagte er, »jetzt wird es gut.«

Das bedeutete, dass Sardinien nicht plötzlich hundert Meter vor mir auftauchen würde, sondern ich würde die Insel bereits am Horizont in tausend funkelnden Lichtpunkten aufsteigen sehen. Ich rauchte gemütlich ein paar Zigaretten und trank meinen Kaffee. Das Lichtspiel der Sonne zwischen den Wolken verlieh meinem Flug die Entspannung eines Sonntagnachmittags. In der Ferne sah ich die gärende Gischt unter der tobenden Sturmböe. Das Meer war von allen Dingen auf der Welt das am wenigsten eintönige.

Weit vor mir lag die Küste Sardiniens. Die Wolken waren weggeweht, die Insel kam in großen Feld- und Waldstücken in Sicht. Ich stieg auf viereinhalbtausend Meter und driftete an der Küste dieser mit Dörfern übersäten Insel entlang. Nach dem unbewohnbaren Meer war ich für kurze Zeit wieder über unserer guten Mutter Erde. Dann lag Sardinien hinter uns und wir steuerten auf Tunis zu.

Während in Tunis die Tanks gefüllt wurden, unterzeichnete ich die Papiere und grüßte ein paar Freunde. Als ich das Büro verließ, hörte ich plötzlich ein dumpfes »Plopp«, das Krachen

eines Aufschlags ohne Echo, das mit einem einzigen Laut ein tödliches Ereignis kundtat – einen in sich abgeschlossenen, verheerenden Schicksalsschlag. Genau das gleiche Geräusch hatte ich schon einmal gehört, als in einer Garage etwas explodiert war. Damals hatte dieser heisere Huster zwei Menschleben gekostet.

Ich sah auf die Straße, die neben dem Flugplatz verlief. In einer Staubwolke standen – wie zu Eis erstarrt – zwei Sportwagen, die frontal zusammengestoßen waren. Menschen liefen zu den Autos, andere kamen auf uns zu und riefen: »Schnell! Einen Arzt ... der Schädel ...«

Mir sank das Herz. In der Stille der Abenddämmerung hatte das Schicksal wieder einmal zugeschlagen, eine Schönheit vernichtet, einen Geist, vielleicht ein Leben. Etwas war unwiederbringlich zerstört worden – so unvermittelt wie ein Überfall in der Wüste.

Dort waren marodierende Stämme in der Nacht auf leisen Sohlen herangeschlichen. Niemand hatte sie gehört. Dann erklang im Lager ein kurzer mörderischer Tumult. Einen Augenblick später war alles wieder in goldene Stille getaucht. Derselbe Frieden, dieselbe Stille trat auch jetzt nach diesem Unfall ein.

In der Nähe sprach jemand von einem Schädelbruch. Ich hatte keine Lust, mich mit einem blutigen, zertrümmerten Schädel abzugeben. Ich kehrte der Straße den Rücken und ging schnurstracks zu meinem Flugzeug. Aber in meinem Herzen blieb die Vorahnung eines drohenden Unheils. Bald sollte ich dasselbe Geräusch noch einmal hören. Als meine Simoun mit 270 Kilometern pro Stunde über ein schwarzes Plateau schlitterte, erkannte ich das heisere Husten wieder. Das Schicksal stellte sich mit Knurren bei unserem vereinbarten Treffpunkt ein.

II

Auf nach Benghazi! Wir hatten noch zwei Stunden Tageslicht. Schon als wir Tripolitana anfliegen, nahm ich meine Sonnenbrille ab. Der Sand strahlte golden in der untergehenden Sonne. Wie verlassen unser Planet aussah! Seine Flüsse, seine Wälder, seine menschlichen Behausungen waren wie zufällig dahingestreuert, einfach durch das Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände. Wie viel der Erdoberfläche war von Felsen und Sand bedeckt!

Aber mir war das alles fremd, mich ging das alles nichts an. Meine Welt war das Fliegen. Ich spürte bereits die nahende Nacht, in der ich bald wie in einem Tempel eingeschlossen sein sollte – eingeschlossen im Tempel der Nacht, um geheime Rituale zu vollziehen und mich in Meditationen zu versenken – ohne jegliche Hilfe von außen.

Schon jetzt begann die profane Welt zu verblassen. Bald würde sie ganz verschwinden. Noch war die Landschaft in goldenes Sonnenlicht getaucht, aber etwas von ihr verflüchtigte sich bereits. Ich kenne nichts auf der Welt, aber auch gar nichts, das dem Wunder dieser Stunde gleichkommt. Wer wie ich der Liebe zum Fliegen verfallen ist, der versteht, was ich meine. Ich spreche nicht von denen, die neben vielen Sportarten auch mal in einem Flugzeug herumkurven wollen. Ich spreche von den Berufspiloten, die für das Fliegen alles andere aufgeben.

Auch ich gab in diesem Flug vieles auf. Ich gab die breiten goldenen Flächen auf, die mich freundlich empfingen, falls meine Triebwerke ausfallen sollten. Ich verzichtete auf die Orientierungspunkte, an die ich mich halten könnte. Ich verzichtete auf das Panorama der Berge, das mich vor Zusammenstößen warnen würde. Ich stürzte mich in die Nacht und navigierte allein nach den Sternen, die mir zur Seite standen.

Der tägliche Tod der Welt geschieht allmählich. Nur allmählich weicht das göttliche Licht des Tages. Erde und Himmel gehen ineinander über. Die Erde steigt auf und breitet sich aus wie Nebel. Die ersten Sterne blinken auf, als glitzerten sie in grünem Wasser. Erst nach Stunden erstarbt ihr Glitzern zu dem eingefrorenen Leuchten von Diamanten. Ich muss lange warten, bevor ich den stillen Goldregen der Sternschnuppen bewundern kann. In manchen tiefschwarzen Nächten konnte ich sehen, wie der Himmel von einem wahren Funkenregen durchzogen war, als wüte ein gewaltiger Sturm durch den Sternenhimmel. Prévot prüft die Lampen und die Notbeleuchtung. Um die Glühbirnen wickelt er rotes Papier.

»Noch eine Lage.«

Er wickelt eine weitere Papierlage darum, dreht einen Schalter. Das Licht im Flugzeug ist abgedämmt wie in der Dunkelkammer eines Fotografen, aber es ist immer noch zu hell und überblendet die blassen Konturen der Außenwelt, die leichte Phosphoreszenz, die nachts manchmal den Dingen anhaftet. Die Nacht senkt sich über uns, aber noch ist nicht tiefe Nacht. Eine Mondsichel steht noch am Himmel.

Prévot verschwindet im Heck und kommt mit einem Sandwich zurück. Ich knabbere nur eine Traube. Ich spüre weder Hunger noch Durst, auch keine Müdigkeit. Ich glaube, ich könnte zehn Jahre lang einfach so weaternavigieren. Ich bin glücklich.

Der Mond ging unter. Es war stockdunkel, als Benghazi in Sichtweite kam. Die Stadt lag in tiefster Finsternis, sie zeigte nicht einmal das Schimmern der Stadtbeleuchtung. Ich erkannte den Ort erst, als ich über ihm war. Beim Anflug auf den Flugplatz leuchteten rote Leitlampen auf und schnitten ein langes Rechteck in den schwarzen Boden.

Ich beugte mich vor, und in diesem Augenblick stieg der Strahl eines Scheinwerfers in den Himmel, schwenkte und zog eine Lichtspur über den Landeplatz. Ich zog einen Kreis, um die Lage zu erkunden und nach irgendwelchen Hindernissen Ausschau zu halten. Der Hafen war mit allem ausgestattet, was eine Nachtlandung erleichterte. Ich drosselte den Motor und begann die Landung wie ein Taucher ins schwarze Meer. Es war elf Uhr Ortszeit, als ich landete und zum Leuchtfeuer hinüberrollte. Das hilfsbereiteste Bodenpersonal der Welt erschien im blendenden Strahl eines Suchscheinwerfers, wurde abwechselnd sichtbar und unsichtbar. Sie nahmen meine Papiere entgegen und begannen sofort, meine Tanks zu füllen. In knapp zwanzig Minuten war alles erledigt, und ich bedankte mich herzlich für ihre große Hilfsbereitschaft. Als ich abheben wollte, sagte einer von ihnen: »Wenn Sie oben sind, fliegen Sie noch eine Schleife über uns, damit wir sicher sind, dass Sie heil davongekommen sind.«

Ich rollte die goldene Bahn entlang, die mir der Scheinwerfer zu einer ungehinderten Schneise öffnete. Meine Simoun hob trotz Überlast lange vor dem Ende der Startbahn ab. Der

Suchscheinwerfer, der mir folgte, blendete mich zunächst, drehte dann aber ab, als das Bodenpersonal ahnte, dass mich der Lichtstrahl blenden würde. Ich drehte eine Runde und der Scheinwerfer traf mich erneut zwischen den Augen, wandte sich aber sofort wieder ab. Daran merkte ich, wie aufmerksam und rücksichtsvoll mich das Bodenpersonal im Auge behielt, und war ihnen dankbar. Und jetzt ging es ab in die Wüste.

Die Wetterwarten in Paris, Tunis und Benghazi hatten mir Rückenwind von 30 bis 40 Kilometer pro Stunde für die ganze Strecke vorausgesagt. Ich konnte also für den Wüstenflug mit einer Geschwindigkeit von rund 300 Kilometern in der Stunde rechnen und hielt Kurs zwischen Alexandria und Kairo. So konnte ich die Gefahrenzonen entlang der Küste vermeiden und trotz der unberechenbaren Abdrift den Kurs zwischen den rechts oder links aufleuchtenden Lichtern einer der beiden Städte halten. Zumindest würde ich auf keinen Fall die Lichter des Niltals verpassen. Bei gleichbleibendem Wind müsste ich den Nil in drei Stunden und zwanzig Minuten erreichen, bei abfallendem Wind in drei Stunden 45 Minuten. Mit dieser Berechnung begann ich, die 2000 Kilometer tiefschwarze Wüste abzugrasen.

Der Mond war untergegangen. Die Welt vor mir war pechschwarz, über mir wölbte sich nur der Sternenhimmel. Ich sah kein einziges Bodenlicht, keine noch so schwache Markierung, an der ich mich hätte orientieren können. Ohne Funkgerät an Bord konnte ich auch bis zum Nil keinerlei Lebenszeichen von der Erde erwarten. Die einzigen Orientierungshilfen waren mein Kompass und mein Höhenmesser. Die gesamte Außenwelt war vergessen, ich achtete nur auf die langsamen Bewegungen der leuchtenden Zeiger auf den dunklen Zifferblättern.

Immer, wenn sich Prévot im Flugzeug bewegte, glich ich die Gewichtsverlagerung sorgsam aus. Ich stieg bis auf 2000 Meter Höhe, wo der Wind laut Wetterbericht am günstigsten war. Von Zeit zu Zeit schaltete ich eine Lampe ein, um die nicht leuchtenden Zifferblätter der Motorleistung abzulesen. Die meiste Zeit aber hüllte ich mich eng umschlungen in das Dunkel meines Miniatur-Himmels am Armaturenbrett, der dasselbe geheimnisvolle, ewige Funkeln ausstrahlte und für mich dieselbe Sprache wie der echte Sternenhimmel sprach. Wie ein Sternforscher las ich im Buch meines mechanischen Himmels, mit dem gleichen Eifer und Forscherdrang. Alles, was mich von diesem Studium ablenkte, war erloschen. Die Außenwelt gab es nicht mehr. Schließlich war sogar Prévot nach heldenhaftem Widerstand eingeschlafen, und ich genoss die stille Freude völlig ungestörter Einsamkeit.

Da war nur noch das leise Schnurren meines Motors, und vor mir, auf dem Armaturenbrett, glitzerten all die stillen Sterne. Ich verspürte absolut keine Müdigkeit. Wenn dieses ruhige Wohlbefinden bis morgen Abend andauerte, dann wollte ich ohne Zwischenstopp bis nach Saigon weiterfliegen.

Ich überlegte. Wir hatten jetzt weder Mondschein noch Funkverbindung. Keine noch so vage Orientierungshilfe verband uns mit der Erde, bis wir die Lichter des Nils erblicken würden. Wir waren im Universum vollkommen auf uns selbst gestellt. Aber dieser Gedanke beunruhigte mich keineswegs. Ein Stottern meines Motors hätte mich mehr erschreckt, als wenn mein Herzschlag aussetzen würde.

Mir kam das Bild von Sabathier in den Sinn, dem weißhaarigen Ingenieur mit dem klaren Blick. Aus meiner Sicht war es gar nicht so einfach, in Bezug auf Menschlichkeit zwischen seinem Beruf und dem eines Malers, Komponisten oder Dichters zu unterscheiden. Ich sah vor meinem geistigen Auge seine Uhrmacherhände, die diese komplizierte Mechanik, die ich steuerte, ins Leben gerufen hatten. Männer, die ihr Leben der Liebe zu ihrer Arbeit hingaben, gehen mir sehr zu Herzen. Ich erinnerte mich an unser letztes Gespräch.

»Könnten wir diese Funktion nicht ändern?«, hatte ich ihn gefragt.

»Davon würde ich dringend abraten«, hatte er geantwortet.

Er hatte es nicht für ratsam gehalten, und damit war die Sache für mich erledigt. Ich vertraute ihm wie einem Arzt, in dessen Hände man sich begeben hat. Durch seinen Motor konnten wir uns hoch in der Luft vorwärtsbewegen und das große dunkle Märchentäl der Qual durchqueren. Wie der Prinz im Märchen müssen wir ohne Hilfe die Prüfung bestehen. Ein Scheitern würde uns niemals verziehen werden. Wir hatten uns in den Schoß der unerbittlichen Götter begeben.

Ein Lichtstrahl drang durch eine Fuge im Lampenschacht. Ich weckte Prévot und bat ihn, das Licht abzustellen. Er rührte sich im Dunkeln wie ein Bär, schnaubte und kam nach vorne. Eine Weile fummelte er mit Taschentüchern und schwarzem Papier herum, bis der Lichtstrahl verschwand. Dieses Licht hatte mich gestört, weil es nicht zu meiner Welt gehörte. Es vertrug sich nicht mit dem blassen Schimmer der Leuchtzeiger und kam mir vor wie das Rotlicht eines Nachtclubs im Vergleich zum Glitzern des Sternenhimmels. Außerdem hatte es mich geblendet und alle wichtigen Leuchtanzeigen überstrahlt.

Wir waren jetzt drei Stunden geflogen. Da blitzte an der Steuerbordseite ein Licht auf. Ich starrte es an. Ein Leuchtschweif, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, heftete sich an mein Außenlicht an der Spitze des rechten Flügels. Es war ein unruhiges Flattern, einmal grell, dann wieder schwach. Das sagte mir, dass ich in einer Wolke flog, die meine Außenlichter reflektierte. Gerade jetzt, wo ich mich den Orientierungslichtern am Nil näherte, wäre mir ein klarer Himmel lieber gewesen. Jetzt leuchtete sogar der ganze Flügel hell auf. Das Licht wurde ständiger, fester und bildete eine Art rötlichen Rosenstrauß. Starke Luftwirbel schaukelten mich hin und her. Ich flog also durch den Bauch einer Kumuluswolke, deren Dicke ich nicht erraten konnte. Ich stieg auf 2500 Meter, kam aber nicht aus der Wolke. Ich ging runter auf 1000 Meter, der Rosenstrauß blieb jedoch immer noch, völlig gleichmäßig und immer heller werdend.

Gut, so sei es denn, es ließ sich nicht ändern. Ich denke einfach an etwas anderes und warte ab. Ich werde ja sehen, wann es vorbei ist. Trotzdem gefällt mir dieses unheimliche Glitzern aus dem Rotlichtmilieu keineswegs.

»Lass mich nachdenken«, sagte ich mir. »Es ruckelt zwar ein wenig, aber das ist nichts Besonderes. Trotz des klaren Himmels und großer Höhe gab es den ganzen Weg starken Rückenwind. Der Wind hat sich nicht gelegt, also fliege ich sicher schneller als 300 Kilometer pro Stunde. Aber Genaues weiß ich erst, wenn wir aus der Wolkenbank herauskommen.

Dann kann ich mich orientieren. Und schon waren wir aus der Wolke. Plötzlich war der Rosenstrauß verschwunden, und ich fühlte mich wieder in Sicherheit. Ich starrte nach vorne und sah, wenn man überhaupt von »Sehen« sprechen konnte, nur ein kurzes Wolkenloch, und schon kam die nächste Wolkenwand, und der Rosenstrauß leuchtete wieder auf. Ich kam immer nur für Sekunden aus der Wolkenmasse heraus, es war ein ständiges Durcheinander. Nach dreieinhalb Stunden Flug begann mich das zu beunruhigen.

Nach meiner Berechnung müssten wir uns langsam dem Nil nähern. Mit etwas Glück konnte ich den Fluss vielleicht durch die kurzen Wolkenlöcher erkennen. Aber ich durfte mich nicht zu tief nach unten wagen, denn falls ich langsamer geflogen war, als ich dachte, flogen wir noch über Land, das mehrere hundert Meter hoch aufsteigen konnte.

Bis jetzt war ich noch nicht sehr beunruhigt. Meine einzige Sorge war, dass ich Zeit verlieren könnte.

Ich beschloss, die Dinge ruhig abzuwarten, bis ich vier Stunden und fünfzehn Minuten geflogen war. Dann müsste ich selbst bei völliger Windstille (was höchst unwahrscheinlich war) den Nil überflogen haben. Immer wenn ich durch Wolkenfetzen flog, blitzte der Rosenstrauß am Flügel auf und verschwand dann sofort wieder. Diese geheimen Lichtsignale an die Dämonen der Dunkelheit gefielen mir gar nicht.

Vor mir erschien ein grüner Stern, der wie ein Leuchtturm blinkte. War es tatsächlich ein Leuchtturm oder nur ein Stern? Das übernatürliche Schimmern, das den Weisen aus dem Morgenland vielleicht als wegweisender Stern gedient hatte, gefiel mir auch nicht.

Prévo war aufgewacht und richtete seine Taschenlampe auf die Motorenanzeige. Ich scheuchte ihn mit seinem Licht weg, denn ich wollte die klare Sicht zwischen zwei Wolken nutzen, um nach unten zu spähen. Prévo legte sich wieder hin und schlief weiter. Es war auch nichts zu erkennen. Die Lücke in den Wolken hatte uns nichts genützt.

Flugzeit vier Stunden fünf Minuten. Prévo wacht wieder auf und setzt sich neben mich. »Ich wette, wir sind ganz nahe vor Kairo«, meint er.

»Das glaube ich auch.«

»Was ist das?«, fragt er plötzlich. »Ein Stern? Oder ein Leuchtturm?«

Ich hatte den Motor etwas gedrosselt. Das hatte ihn wahrscheinlich aufgeweckt. Er reagierte immer sehr hellhörig auf jede Veränderung der Fluggeräusche. Ich begann einen langsamen Sinkflug, um unter die Wolken zu kommen. Nach einem Blick auf meine Karte war ich mir sicher, dass das Land unter uns auf Meereshöhe lag und keine Gefahr bestand, gegen eine Erhebung zu prallen. Ich ging tiefer und drehte nach Norden, damit ich die Lichter der Städte durch mein Fenster sehen könnte. Wenn ich sie bereits überflogen hatte, müsste ich die Lichter zu meiner Linken sehen.

Endlich war ich unter den Haufenwolken. Aber links unten hing eine weitere Wolke. Ich wich ihr aus, um ihrem Nebel zu entgehen, und nahm Kurs Richtung Nord-Nordost. Diese zweite Wolkenbank ging sicher sehr tief hinunter, denn sie versperrte mir die Sicht auf den Horizont. Ich wagte nicht, noch tiefer zu gehen. Mein Höhenmesser zeigte 400 Meter, aber

das konnte auch täuschen, da ich den Luftdruck hier nicht kannte. Prévot neigte sich zu mir herüber und ich rief ihm zu: »Ich fliege aufs Meer hinaus, damit wir keinen Zusammenstoß riskieren.«

Tatsächlich gab es keinen Anhaltspunkt, ob wir nicht bereits über das Meer abgetrieben waren. Unterhalb der Wolkenbank war die Sicht gleich Null. Ich lehnte mich aus dem Fenster und versuchte, unter mir irgendein Licht oder ein anderes Lebenszeichen zu entdecken. Ich kam mir vor wie einer, der in toter Asche harkt und vergeblich versucht, darunter noch etwas Glut oder einen Funken Leben zu finden.

»Da! Ein Leuchtturm!«, rief Prévot.

Wir erspähten ihn beide im selben Augenblick, diesen blinkenden Köder! Was für ein Wahnsinn! Woher kam nur diese Geistererscheinung, dieses Phantombild der Nacht? Denn genau in der Sekunde, als wir uns beide vorbeugten, um das Glitzern dreihundert Meter unter unseren Flügeln wieder zu finden, genau in diesem Augenblick geschah es ...

»Oh!«, war alles, was ich sagte.

Ich merkte nur, dass wir auf Grund gelaufen waren und unsere Welt in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Mit 270 Kilometer pro Stunde hatten wir den Boden gerammt. In dem Sekundenbruchteil, der folgte, erwartete ich nur den großen Lichtblitz der Explosion, die Prévot und mich gemeinsam in die Luft sprengen musste. Weder er noch ich spürten die geringste Empfindung. Alles, was ich in mir selbst wahrnahm, war ein außerordentlich gespanntes Gefühl der Erwartung – der Erwartung jenes strahlenden Sterns, in dem wir innerhalb einer Sekunde ausgelöscht werden sollten.

Aber es kam kein blitzender Stern. Stattdessen gab es eine Art Erdbeben, das unsere Kabine verwüstete, die Fenster herausriss, Teile der Karosserie hundert Meter weit ins Gelände schleuderte und uns mit seinem Dröhnen bis ins Innerste durchdrang. Das Luftschiff zitterte wie eine geworfene Messerklinge, die im Eichenholz steckenbleibt, und seine Wut schien uns zu Brei erdrücken zu wollen.

Eine Sekunde, zwei Sekunden vergingen, immer noch bebte das Flugzeug, während ich mit grotesker Ungeduld darauf wartete, dass die Bombe jeden Augenblick platzen müsste. Aber das unterirdische Beben verlief ohne Höhepunkt, während ich das unsichtbare Wirken nicht verstehen konnte. Ich verstand weder das Beben noch das wütende Vibrieren noch die endlose Verzögerung. Fünf Sekunden vergingen; sechs Sekunden. Plötzlich wurden wir von einer Schleuderbewegung erfasst, einem Schock, der unsere Zigaretten aus dem Fenster schleuderte, den Steuerbordflügel zermalmte – dann nichts. Nichts als eisige Reglosigkeit.

Ich schrie Prévot zu: »Schnell raus!«

Im selben Moment schrie er: »Das Feuer!«

Wir kletterten durch die zertrümmerten Fenster und hielten erst in zwanzig Meter Abstand zum Flugzeug.

Ich sagte: »Irgendwo verletzt?«

Er antwortete: »Irgendwo verletzt?«

»Kein bisschen.«

Aber er rieb sich das Knie.

»Tasten Sie sich ab, bewegen Sie sich«, sagte ich. »Sind Sie sicher, dass keine Knochen gebrochen sind?«

Er erwiderte: »Es geht mir gut. Es ist die Notpumpe.«

Die Notpumpe! Ich war überzeugt, er müsse jede Minute umkippen und vom Kopf bis zum Nabel aufbrechen. Aber er wiederholte immer nur mit starrem Blick: »Es ist die Pumpe, die Notpumpe.«

Er hat den Verstand verloren, dachte ich. Gleich fängt er an zu tanzen.

Schließlich hörte er auf, das Flugzeug anzustarren, das nicht in Flammen aufgegangen war, starrte stattdessen mich an und sagte: »Es geht mir gut. Nur die dumme Notpumpe ist mir ans Knie geschlagen.«

III

Dass wir nicht in die Luft geflogen sind, war mir unerklärlich. Ich knipste meine Taschenlampe an und ging zurück über die vom Flugzeug gezogene Furche. Zweihundertfünfzig Meter von der Stelle entfernt, an der das Flugzeug stand, hatte es begonnen, Teile der Karosserie abzuwerfen und links und rechts seiner Bremsspur in den Sand zu schleudern. Als es Tag wurde, sahen wir, dass wir einen sanften Abhang auf dem Gipfel eines unfruchtbaren Plateaus gestreift hatten und darauf entlanggeschleift waren.

An der Einschlagstelle war ein Loch im Sand, das aussah wie von einem Pflug gebohrt. Das Flugzeug war auf dem Bauch dahingeschlittert wie ein grimmiges Reptil, das sich windend und mit der Schwanzflosse um sich schlagend mit 270 Kilometer pro Stunde vorwärtskriecht. Unser Leben verdanken wir der Tatsache, dass das Plateau mit schwarzen runden Kieselsteinen bedeckt war, die sich unter dem Flugzeugbauch gedreht und so eine Art Rollbahn gebildet hatten. Sicher waren sie in alle Richtungen davongespritzt, als wir über sie dahingerollt waren.

Prévot hatte sofort die Batterien abgeklemmt, um einen Kurzschluss und einen möglichen Brand zu verhindern. Ich dagegen lehnte mich gegen die Motorhaube und ließ mir die Lage durch den Kopf gehen. Ich war viereinviertel Stunden geflogen, mit einem Wind von etwa 50 Stundenkilometer, der mich die ganze Zeit ziemlich durchgeschüttelt hatte. Wenn sich der Wind seit der Wettervorhersage gedreht hatte, konnte ich nicht sagen, in welche Himmelsrichtung ich abgetrieben war. Ich wusste also nur auf etwa 400 Kilometer genau, in welcher Gegend wir abgestürzt waren.

Prévot kam heran und setzte sich neben mich. »Ich kann nicht glauben, dass wir noch am Leben sind«, sagte er.

Ich sagte nichts. Selbst dieser Gedanke konnte mich nicht aufmuntern. Denn in meinem Kopf machte sich ein neuer Gedanke breit, der mich beunruhigte. Ich bat Prévot, seine

Taschenlampe einzuschalten, damit ich zurückfinden konnte, stieg aus und untersuchte im Licht meiner eigenen Taschenlampe den Boden. Ich schritt langsam vorwärts, machte einen weiten Bogen um unser Flugzeugwrack und wechselte mehrmals die Richtung. Ich suchte den Boden so genau ab, als müsste ich einen verlorenen Ring wiederfinden.

Kurz vorher hatte ich genauso angestrengt nach einem Lichtschimmer aus der Luft Ausschau gehalten. Nun lief ich durch die Dunkelheit, gebeugt über die wandernde Lichtscheibe. »Das habe ich mir gedacht«, sagte ich zu mir selbst und schritt bedrückt zum Flugzeug zurück. Ich setzte mich neben die Kabine und grübelte nach. Ich hatte nach einem Grund zur Hoffnung gesucht und ihn nicht gefunden. Nach einem Lebenszeichen hatte ich gesucht, aber keinerlei Leben gefunden.

»Ich konnte keinen einzigen Grashalm finden«, erklärte ich Prévot.

Er sagte nichts, und ich war mir nicht sicher, ob er die Tragweite meiner Worte verstanden hatte. Nun, darüber konnten wir noch am Morgen sprechen, wenn sich der Vorhang der Dunkelheit gelichtet hatte. Inzwischen war ich todmüde, und alles, woran ich denken konnte, war: »Verloren in 160 000 Quadratkilometern Wüste.«

Plötzlich sprang ich auf: »Unser Wasser!«

Die Benzin- und Öltanks waren aufgeplatzt. Ebenso unser Trinkwasserspeicher. Der Sand hatte alles getrunken. In einer zerbrochenen Thermosflasche fanden wir noch einen halben Liter Kaffee und in einer anderen einen viertel Liter Weißwein. Wir filterten beides durch und schütteten es zusammen in eine Flasche. Dann fanden wir noch einige Trauben und eine einzige Orange. Ich rechnete mir aus: »Das reicht uns gerade, um fünf Stunden unter der Sonne zu wandern.«

Wir krochen in die Kabine und warteten auf den Sonnenaufgang. Ich streckte mich aus, und während ich mich zum Schlafen niederließ, zog ich Bilanz über unsere Lage. Wir hatten keine Ahnung, wo wir waren; wir hatten weniger als einen Liter Flüssigkeit für uns beide; wenn wir nicht zu weit von der Flugroute zwischen Benghazi und Kairo entfernt waren, könnten wir vielleicht in einer Woche gefunden werden, also viel zu spät. Dennoch war es das Beste, was wir erhoffen konnten. Waren wir jedoch vom Kurs abgekommen, fand man uns höchstens nach einem halben Jahr. Eines war also sicher: Wir konnten nicht mit einer Rettung aus der Luft rechnen. Der Suchtrupp müsste die ganze Strecke von dreitausend Kilometern durchkämmen.

»Eigentlich schade«, sagte Prévot plötzlich.

»Was ist schade?«

»Dass wir nicht richtig abgestürzt sind und es auf einen Schlag hinter uns gebracht haben.«

Nein. Es schien mir verfrüht zu sein, einfach das Handtuch zu werfen. Prévot und ich mussten uns zusammenreißen. Es bestand immer noch die Chance, so gering sie auch war, dass wir auf irgendeine wundersame Weise gerettet werden konnten. Und wir durften auch nicht einfach tatenlos sitzen bleiben und vielleicht eine nahe gelegene Oase verpassen. Wir

mussten den ganzen Tag marschieren und vor Einbruch der Dunkelheit zum Flugzeug zurückkehren. Und vorher mussten wir unsere Marschrichtung in riesigen Buchstaben in den Sand schreiben.

Damit rollte ich mich zum Schlafen zusammen und war froh, endlich einzuschlafen. Die Müdigkeit gaukelte mir allerhand Besucher vor. Ich war nicht allein in der Wüste. Mein leichter Schlaf war bevölkert von Stimmen, Erinnerungen und geflüsterten Vertraulichkeiten. Noch hatte ich keinen Durst. Ich fühlte mich stark und gab mich dem Schlaf hin wie einer abenteuerlichen Reise ohne Ziel. Die Wirklichkeit verlor sich und räumte das Feld den Träumen.

Aber ach, am Morgen erwachten wir wieder in der grausamen Realität!

IV

Von jeher habe ich die Sahara geliebt. Ich habe Nächte allein im Aufruhrgebiet marodierender Stämme verbracht und bin mit unbeschwertem Geist in der goldenen Öde der Wüste erwacht, wo der Wind den Sand wie Meereswellen geformt hatte. Unter den Flügeln meiner Maschine schlafend, wartete ich zuversichtlich auf Hilfe am nächsten Tag. Aber dieses Mal war es anders! Prévot und ich liefen die Hänge der rollenden Hügel ab. Der Sand war mit einer dicken Schicht glänzender schwarzer Kieselsteine bedeckt, die wie Metallschuppen schimmerten. Alle Hügelkuppeln um uns herum leuchteten wie Harnische. Wir waren in eine mineralische Welt gestürzt und von Eisenhügeln umzingelt.

Als wir die Spitze des ersten Bergkamms erreichten, sahen wir in der Ferne noch einen anderen, der genauso aussah, schwarz und schimmernd. Beim Gehen schleiften wir mit den Stiefeln über den Boden, um eine Spur für den Rückweg zum Flugzeug zu hinterlassen. Wir liefen der Sonne entgegen, auch wenn es gegen jede Vernunft war, uns nach Osten zu wenden. Denn nach den Wetterberichten und unserer Flugdauer müssten wir den Nil bereits überquert haben. Aber als ich frühmorgens Richtung Westen aufgebrochen war, hatte ich einen seltsamen inneren Widerstand gespürt, den ich mir nicht erklären konnte. Also hatte ich den Marsch nach Westen auf morgen verschoben.

Ebenso hatte ich es aufgegeben, nach Norden zu gehen, auch wenn dort das Meer lag. Drei Tage später, als wir kurz vor dem Verdursten beschlossen, das Flugzeug endgültig zu verlassen und einfach nur geradeaus zu laufen, so weit die Füße tragen, stapften wir immer noch ostwärts. Genauer gesagt nach Ost-Nordost, obwohl dies wider alle Vernunft und eigentlich völlig aussichtslos war. Doch nachdem wir gerettet waren, stellten wir fest, dass wir in jeder anderen Richtung den sicheren Tod gefunden hätten. Nach Norden hätten wir es niemals bis zum Meer geschafft. Und so absurd es auch klingen mag, so scheint es mir heute, dass ich mich bei unserer völligen Orientierungslosigkeit nur deshalb für den Osten entschieden hatte, weil unser Freund und Kollege Guillaumet damals bei seinem Absturz in den Anden, nachdem wir ihn überall gesucht hatte, nur durch seinen Marsch nach Osten gerettet worden war. Dadurch war der Osten für mich wohl unbewusst zur lebensrettenden Richtung geworden.

Als wir fünf Stunden gewandert waren, veränderte sich die Landschaft.

Ein Fluss aus Sand schien durch ein Tal zu fließen, und diesem Flussbett folgten wir in langen Schritten, um so viel Strecke wie möglich zurückzulegen und vor Einbruch der Nacht zurück zum Flugzeug zu gelangen, falls unser Marsch vergeblich war.

Plötzlich blieb ich stehen. »Prévot!«

»Was gibt's?«

»Unsere Spuren!«

Wie lange war es her, dass wir vergessen hatten, eine Schleifspur im Sand zu hinterlassen? Wir mussten sie wiederfinden, sonst waren wir verloren. Also kehrten wir um, mit Kurs nach rechts. Als wir weit genug zurückgegangen waren, bogen wir im rechten Winkel nach links ein, damit wir unsere Spur an einer Stelle kreuzen mussten, wo wir noch daran gedacht hatten, den Weg zu markieren.

Als wir den Faden wieder aufgenommen hatten, marschierten wir weiter. Die Hitze stieg, und mit ihr kamen die ersten Luftspiegelungen. Aber sie waren zunächst noch ganz alltäglich: Wir sahen große Seen, die sich vor uns bildeten und sich, sobald wir ihnen näher kamen, in Luft auflösten.

Wir beschlossen, das Sandtal zu überqueren und die höchste Kuppe zu besteigen, um den Horizont zu überblicken. Nach etwa sechs Stunden Marsch mussten wir mit unseren langen Schritten an die 35 Kilometer zurückgelegt haben. Als wir uns zum Gipfel des schwarzen Buckels hochgekämpft hatten, setzten wir uns und sahen uns schweigend um. Zu unseren Füßen lag das Sandtal, das sich in eine Sandwüste öffnete, deren Helligkeit unsere Augen blendete. So weit das Auge reichte, herrschte völlige Ödnis.

Aber in der Ferne am Horizont schuf das Lichtspiel Luftspiegelungen, die uns diesmal schon mehr verwirrten: Festungen und Minarette, aufrecht stehende, geometrische Formen. Ich sah einen dunklen Flecken, der uns Pflanzenwuchs vorgaukelte, und darüber schwebte die letzte Wolke der vergangenen Nacht. Da wurde mir bewusst, dass die verlockende Vegetation nur aus dem Schatten der Wolke bestand.

So kamen wir nicht weiter. Wir mussten uns eingestehen, dass die heutige Expedition ein Fehlschlag war. Wir müssten unbedingt zu unserem Flugzeug zurück, dessen rot-weißes Glitzern vielleicht aus der Luft erkannt worden war. Ich hatte zwar keine großen Hoffnungen auf Rettung durch unseren Suchtrupp, aber es war der letzte Strohalm, an den wir uns klammern konnten. Auf jeden Fall mussten wir zurück zu unseren letzten Tropfen Flüssigkeit, denn unsere Kehlen waren völlig ausgetrocknet. Wir waren gefangen im eisernen Bannkreis unseres Durstes. Und doch, wie schwer war es, umzukehren, wenn doch die Möglichkeit bestand, dass wir vielleicht auf dem Weg Richtung Leben waren! Vielleicht warteten am Horizont jenseits der Fata Morgana wahre Schätze auf uns, grüne Wiesen und blaue Süßwasserläufe. Ich sah ein, dass es für uns das einzig Richtige war, zum Flugzeug zurückzukehren, und doch erfüllte mich dieser Entschluss zur Umkehr mit einer Vorahnung, als gingen wir unserem Untergang entgegen.

Schließlich langten wir wieder am Flugzeug an und ruhten uns aus. An diesem Tag waren wir an die 70 Kilometer marschiert, und jetzt war auch der letzte Tropfen Flüssigkeit verbraucht. Im Osten hatten wir kein Lebenszeichen entdeckt. Auch kein Flugzeug hatte sich am Himmel gezeigt. Wie lange konnten wir in dieser Lage noch durchhalten? Der Durst wurde bereits unerträglich.

Aus den Trümmern des zersplitterten Flügels schichteten wir einen großen Scheiterhaufen auf und stellen das Benzin bereit. Außerdem legten wir Blechstücke darauf, deren Magnesiumbeschichtung mit greller weißer Flamme brennen würde. Nun warteten wir auf das Einbrechen der Nacht, um unser Feuersignal zu entzünden. Aber wo waren die Retter, die es sehen würden?

Als die Nacht hereinbrach, stieg unsere Flamme kerzengerade zum Himmel. Ehrfurchtsvoll sahen wir zu, wie unsere stumme, leuchtende Feuersäule in die Nacht strahlte. Als ich sie betrachtete, sagte ich mir, dass sie nicht nur einen Hilferuf aussandte, sondern auch eine Botschaft der Liebe. Wir baten nicht nur um Wasser, wir baten auch um die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Nur der Mensch beherrscht das Feuer. Wir wünschten uns, dass eine zweite Flamme die Nacht erhellen sollte als die Antwort anderer Menschen!

Ich sah im Geist die Augen meiner Frau unter dem hellen Heiligenschein ihres Hutes. Von ihrem Gesicht sah ich nur die Augen, die mich fragend und sehnsüchtig ansahen. Und ich antwortete mit der Flamme, die aus meinem Herzen in die Nacht emporschoss.

Was ich tun konnte, hatte ich getan. Was wir tun konnten, hatten wir getan. 70 Kilometer waren wir marschiert ohne einen Tropfen zu trinken. Jetzt war die letzte Flüssigkeit verbraucht. Was konnten wir dafür, wenn wir nicht mehr lange durchhalten würden? Wie gerne hätten wir uns im Flugzeug ausgeruht und uns an vollen Wasserflaschen sattgetrunken. Aber von dem Augenblick an, als ich den leeren Boden meines Trinkbechers sah, hatte in mir die Uhr angefangen zu ticken. Von der Sekunde an, als der letzte Tropfen unsere Kehle hinunterlief, ging es mit uns unaufhaltsam bergab. Jede Stunde brachte uns dem Verdursten näher und ließ sich nicht mehr zurückschrauben.

Prévot weinte. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte, um ihn zu trösten: »Wenn es vorbei ist, ist es vorbei. Das war's dann eben.«

Er sagte: »Glauben Sie etwa, ich weine meinetwegen?«

Ja, ich wusste es. Nichts, was uns selbst widerfährt, ist unerträglich. In den nächsten beiden Tagen sollte ich erfahren, dass wirklich nichts, was uns selbst geschieht, unerträglich ist. Schon als Kind, als ich Edgar Allan Poe las, hatte ich mir gesagt, das die eigene Folter nicht das Schlimmste ist.

Einmal war ich in der Kabine eines sinkenden Wasserflugzeugs eingeklemmt und glaubte, ich würde ertrinken. Aber darunter hatte ich nicht gelitten. Mehrere Male schon hatte ich mein Ende nahen sehen, und ich kann mich nicht erinnern, dass ich das als besonders tragisches Ereignis betrachtet hätte. Ich glaubte auch nicht, dass es diesmal eine Qual werden würde. Morgen sollten mir noch viel merkwürdigere Erkenntnisse kommen. Inzwischen hatte ich

auch trotz unseres großen Lagerfeuers bereits die Hoffnung aufgegeben, dass unser Hilferuf von irgendjemandem in der Welt wahrgenommen werden würde.

»Glauben Sie, ich weine meinetwegen?«

Ja, ich wusste, was das eigentlich Unerträgliches war! Jedes Mal, wenn ich diese sehnsüchtigen Augen sah, war es, als ob mich eine Flamme verbrenne. Diese Augen waren wie ein Hilferuf, wie die Fackeln eines sinkenden Schiffes. Ich hatte das Gefühl, ich dürfe nicht untätig daneben sitzen, sondern müsste aufspringen und rennen, egal wohin. Einfach geradeaus!

Was für ein seltsamer Rollentausch! Aber das war mir schon immer klar gewesen. Trotzdem brauchte ich jetzt Prévot neben mir, um mir ganz sicher zu sein. Prévot war ein besonnener Mensch. Er liebte das Leben. Und doch rang er beim Anblick des Todes nicht um sein eigenes Leben. Es war etwas anderes, das er genauso wenig ertragen konnte wie ich. Ich war vollkommen bereit einzuschlafen, sei es für eine Nacht oder für die Ewigkeit. Wenn ich einschlief, wüsste ich nicht einmal, ob es für kurz oder lang war. Seelige Ruhe des Schlafes! Aber der Schrei, der uns von zuhause erreichte, das große Wehklagen der Verzweiflung unserer Angehörigen und Freunde, das war es, was ich nicht ertragen konnte. Ich konnte unserer Katastrophe nicht tatenlos zusehen. Jede Sekunde des Schweigens trieb das Messer tiefer in die Menschen, die ich liebte.

Bei dem Gedanken daran stieg in mir eine blinde Wut auf. Warum fesseln mich diese Ketten und hindern mich daran, die Ertrinkenden zu retten? Warum trägt unsere Feuersäule unseren Schrei nicht bis ans Ende der Welt? Hört mich, ihr da draußen! Habt Geduld. Wir kommen, um euch zu retten.

Das Magnesium war abgebrannt, das Metall war nur noch rote Glut. Wir kauerten uns um den glühenden Haufen, der übrig geblieben war, und wärmten uns. Unser flammender Hilferuf war verstummt. Hatte er in der Welt irgendetwas bewirkt? Ich wusste nur zu gut, dass er im Leeren verhallt war. Unser Stoßgebet war unerhört geblieben.

Nun denn. Wir sollten schlafen gehen.

V

Bei Tagesanbruch nahm ich einen Lappen und wischte den Tau vom Flügel. Die Mischung aus Wasser, Farbe und Öl ergab einen Löffel ekelerregender Flüssigkeit, die wir schlürften, weil sie zumindest unsere Lippen benetzte.

Nach diesem Festmahl sagte Prévot: »Zum Glück gibt es noch den Revolver.«

Das brachte mich in Rage, und ich wandte mich mit einer Aggressivität an ihn, die ich gleich darauf bereute. Es gab nichts, was ich in diesem Moment mehr verabscheute als aufkommende Gefühlsduselei. Von Natur aus war ich der Überzeugung, dass jetzt alles einfach sein musste. Die Geburt war einfach. Erwachsenwerden war einfach. Also war auch das Sterben vor Durst einfach. Aus den Augenwinkeln beäugte ich Prévot, bereit, notfalls seine Gefühle zu verletzen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber er hatte ohne Gefühle ge-

sprochen. Er hatte nur eine Frage der Hygiene aufgeworfen, genauso beiläufig, als hätte er gesagt: »Wir sollten uns mal die Hände waschen.« Insofern waren wir uns einig. Auch mir war bereits gestern, als mein Blick zufällig auf das Lederholster gefallen war, derselbe Gedanke gekommen, und auch bei mir war es ein rein rationaler Reflex gewesen, kein emotionaler. Das Pathos wohnt nicht im Individuum, sondern im sozialen Umfeld. Das Tragische war unsere Ohnmacht, diejenigen zu beruhigen, für die wir verantwortlich waren, und nicht, was wir mit der Waffe tun könnten.

Immer noch gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass man uns suchte, jedenfalls nicht hier. Zweifellos suchten sie anderswo nach uns, wahrscheinlich in Arabien. Bis zu dem Tag, an dem wir unser Flugzeug endgültig verlassen hatten, hörten wir kein einziges Flugzeuggeräusch. Danach, als uns ein Flugzeug überflogen hatte, ließ uns das gleichgültig. Was änderte das schon? Außer zwei winzigen schwarzen Punkten unter tausend Schattenflecken in der Wüste hätten sie nichts gesehen. Es war absurd zu hoffen, dass sie uns erkennen konnten. Nichts von all den Gefühlen, die man von mir in diesem Elend vermutet hätte, kam tatsächlich in mir hoch. Ich litt nicht im Geringsten.

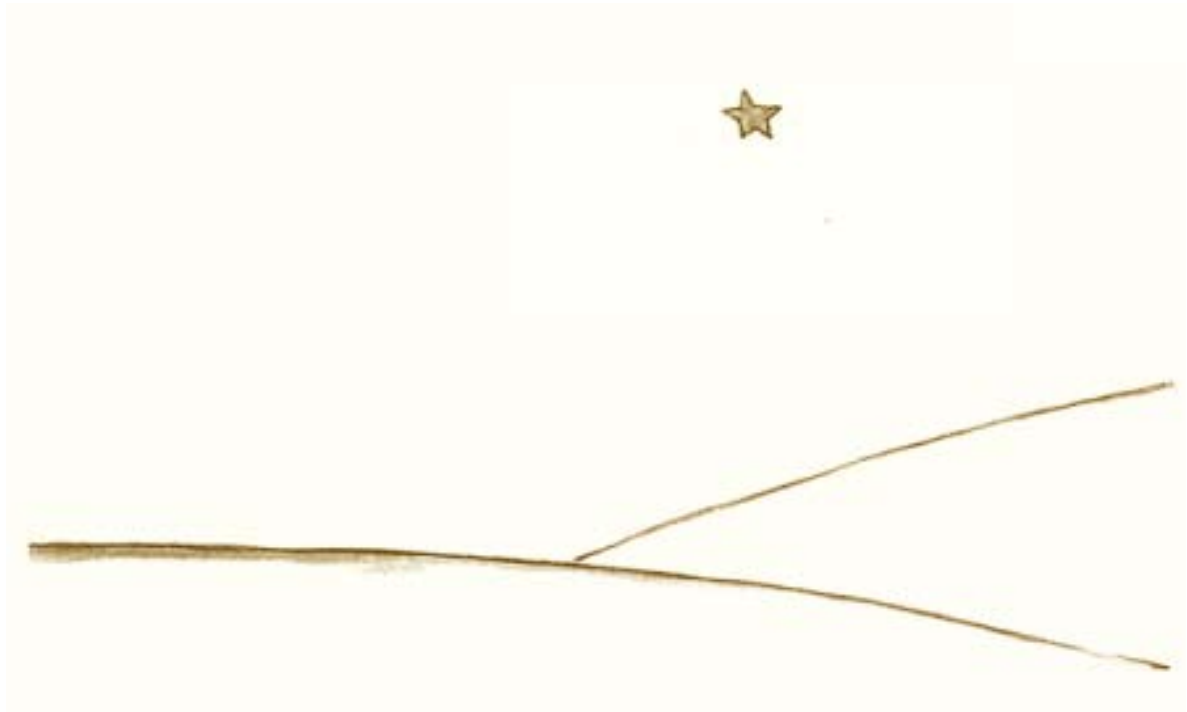
Es war eher so, als bewegten sich die Retter aus der Luft, sobald ich einen sichtete, durch ein vollkommen anderes Universum. Wenn der Suchtrupp ein Gebiet von 400 mal 400 Kilometer durchkämmen musste, brauchte er gut zwei Wochen, um vom Himmel aus ein Flugzeugwrack in der Wüste zu entdecken. Wahrscheinlich suchten sie uns auf der gesamten Strecke zwischen Tripolis und Persien. Und dennoch klammerte ich mich bei all diesen Überlegungen an den winzigen Hoffnungsschimmer, dass sie uns vielleicht ausfindig machen könnten. Denn das schien mir unsere einzige Chance, gerettet zu werden.

Ich änderte meine Taktik und beschloss, allein auf Erkundungstour zu gehen. Prévot sollte ein neues Lagerfeuer aufschichten und es anzünden, sobald sich jemand zeigen sollte. Aber an diesem Tag zeigte sich niemand. Ich machte mich also alleine auf den Weg ohne zu wissen, ob ich genug Kraft haben würde zurückzukommen. Ich ließ mir alles durch den Kopf gehen, was ich über die libysche Wüste wusste. Während die Luftfeuchtigkeit in der Sahara noch bei vierzig Prozent Sättigung lag, waren es hier in Libyen nur achtzehn Prozent. Hier verdunstete das Leben wie Dampf. Beduinen, Entdecker und Kolonialbeamte berichteten, dass ein Mensch neunzehn Stunden ohne Wasser auskommen kann. Nach zwanzig Stunden füllen sich seine Augen mit Licht, und das ist der Anfang vom Ende. Das Verdursten schreitet schnell und schrecklich voran.

Aber dieser Nordostwind, dieser abnorme Wind, der uns vom Kurs abgebracht und uns auf diesem Plateau ausgesetzt hatte, verlängerte nun unser Leben. Wie lang würde er uns die Gnadenfrist gewähren, bevor uns die Stunde mit den ersten Lichtern schlug? Ich schritt vorwärts mit dem Gefühl, als schwimme ich in einem Kanu mitten im Ozean.

Ich gebe zu, dass mir die Landschaft in der Morgenröte weniger höllisch erschien und dass ich meinen Spaziergang mit den Händen in den Taschen begann, wie ein Landstreicher auf der Landstraße. Am Abend zuvor hatten wir am Eingang einiger geheimnisvoller Erdlöcher

Schlingen ausgelegt, und der Trapper in mir war erwacht. Also kämte ich zuerst alle unsere Fallen ab, aber sie waren leer. Das bedeutete, ich würde heute kein Blut zu trinken bekommen; das hatte ich auch nicht erwartet.



Ich war nicht weiter enttäuscht, dagegen war meine Neugier geweckt. Wovon lebten diese Tiere hier in der Wüste? Die Löcher waren sicher die Eingänge von Fuchsbauten. Der Fennek ist ein fleischfressender Wüstenfuchs mit besonders langen Ohren in der Größe eines Kaninchens. Ich entdeckte seine Spuren und gab dem Impuls nach, ihnen zu folgen. Sie führten zu einem schmalen Sandstrom, in dem jeder Abdruck klar umrissen war, sodass ich die Eindrücke seiner drei Zehen, die wie ein Palmenwedel ausgefächert über dem Sand verteilt waren, bewundern konnte.

Ich stellte mir vor, wie mein kleiner Freund in der Morgendämmerung fröhlich dahin trabte und den Tau von den Felsen leckte. Hier waren die Spuren weiter auseinander: Mein Fennek hatte weit ausgeholt und war schneller gelaufen. Und jetzt sah ich, dass ein Begleiter zu ihm gestoßen und neben ihm her getrabt war. Diese Anzeichen eines Morgenspaziergangs gaben mir eine seltsame Freude. Es waren Zeichen von Leben, und dafür liebte ich sie. Ich vergaß fast, dass ich durstig war.

Schließlich kam ich zum Weideplatz meiner Füchse. Hier sah ich etwa alle hundert Meter einen kleinen trockenen Strauch aus dem Sand ragen, nicht größer als eine Suppenschüssel, an dessen Zweigen es voller kleiner Goldschnecken wimmelte. Der Fennek kam im Morgenrauen hierher, um sich sein Frühstück zu holen.

Und hier konnte ich ein weiteres Geheimnis der Natur beobachten. Mein Fennek blieb nicht vor jedem Strauch stehen. Einige Sträucher, die mit Schnecken übersät waren, ließ er völlig links liegen. Offensichtlich hatte er sich mit größter Vorsicht an ihnen vorbeigeschlichen. Bei anderen hatte er angehalten, aber ohne sie völlig leerzufressen. Er hatte sich nur zwei, drei Schnecken herausgefischt und war dann ins nächste Gasthaus weitergezogen. Warum tat er das? Machte es ihm etwa Freude, sein Frühstück auf mehrere Gänge auszudehnen, um es länger genießen zu können? Das glaubte ich nicht. Er zügelte seinen Appetit eher aus einer taktischen Notwendigkeit.



Hätte er sich bereits an den ersten Stauden sattgefressen, dann wären sie schon nach zwei, drei Mahlzeiten kahl und wertlos für ihn. Auf diese Weise würde er von Strauch zu Strauch den gesamten Schneckenbestand ausrotten. Aber er achtete peinlich darauf, den Nachwuchs nicht zu gefährden. Er fraß nicht hundert Leckerbissen in einer einzigen Mahlzeit; er pflückte nicht einmal zwei benachbarte Schnecken vom selben Zweig. Anscheinend war er sich der Gefahr der Ausrottung wohl bewusst. Wenn er unvorsichtig alles wahllos in sich hineinschlang, dann gab es bald keine Schnecken mehr. Und wenn es keine Schnecken mehr gab, ging es auch mit dem Fennek zu Ende.

Die Spuren führten mich zum Eingang des Fuchsbaus zurück, in dem er wohnte. Zweifellos hockte mein Fennek jetzt verstohlen in seinem Bau und lauschte ängstlich auf das Knirschen meiner Schritte. Ich sagte zu ihm: »Fennek, mein kleiner Fuchs, ich bin zwar verloren, aber das hindert mich groteskerweise nicht daran, mich brennend für deinen Lebenswandel zu interessieren.«

Ich blieb noch eine Weile vor seiner Höhle stehen und dachte darüber nach, wie eigenartig sich der Mensch an alles anpassen kann. Die Vorstellung, in dreißig Jahren sterben zu müs-

sen, hat wohl noch niemandem die Laune verdorben. Dreißig Jahre ... oder drei Tage? Alles nur eine Frage der Perspektive. Man muss sich nur von bestimmten Bildern verabschieden. Schließlich ging ich weiter, und mit zunehmender Erschöpfung spürte ich, wie sich meine Wahrnehmung veränderte.



Waren das Luftspiegelungen, oder erfand ich das selbst?

»Hallo! Hallo, Sie da!«

Ich rief und fuchtelte mit den Armen, aber der Mann, den ich gesehen hatte, entpuppte sich als schwarzer Fels. Alles in der Wüste war lebendig geworden. Ich bückte mich, um einen schlafenden Beduinen zu wecken, und er verwandelte sich in einen schwarzen Baumstamm. Ein Baumstamm? Hier in der Wüste? Ich war erstaunt und bückte mich, um ihn aufzuheben. Er war zu schwerem Stein geworden.

Jetzt blickte ich mich um und sah überall schwarze Steine um mich herum. Ein vorsintflutlicher Wald lag mit seinen versteinerten Baumkronen auf dem Boden. Vor wie vielen Jahrtausenden zu Anbeginn unserer Zeit war diese Kathedrale aus Holz hier in irgendeinem Sturm zerbrochen und verdorrt? Unzählige Jahrhunderte hatten mir diese Ruinen riesiger Säulen

vor die Füße gerollt, versteinert und verglast und glänzend wie Stahl. Ich konnte noch die Astlöcher erkennen, die Windungen der einst lebenden Äste, konnte die Jahresringe in den zerbrochenen Stämmen zählen. Dieser Wald war einmal von Musik erfüllt gewesen, vom Gesang und Geflatter der Vögel, doch nun war alles zu Salzsäulen erstarrt. Diese Landschaft erschien mir gegenüber feindselig gestimmt. Schwärzer als die eisernen Hügel von gestern lehnte mich dieser ganze Trümmerhaufen ab. Was hatte ich, ein lebender Mensch, unter diesen unumstößlichen Steinen verloren? Vergänglich wie ich war, mit einem Körper, der zu Staub zerfallen sollte, welchen Stellenwert hatte ich in dieser Welt der Ewigen?

Seit gestern war ich rund achtzig Kilometer gelaufen. Das Schwindelgefühl, das ich spürte, kam zweifellos vom Durst. Oder von der Sonne, die auf diesen Gerippen glitzerte, dass sie aussahen wie in glänzendes Öl getaucht. Die Hitze brannte auf ihren unverwüstlichen Panzer herab. Hier zählten weder Sand noch Fuchs. Diese Welt war ein gigantischer Amboss, auf den die Sonne einhämmerte, dass mir ihre Hammerschläge in den Schläfen dröhnten.

»Hallo! Hallo, du da!« rief ich.

»Da ist nichts«, sagte ich mir. »Reg dich nicht auf. Du bist im Delirium.«

Ich musste laut mit mir reden, um mich zur Vernunft zu bringen. Es war schwer für mich zurückzuweisen, was ich sah, nicht auf die Karawane zuzulaufen, die ich am Horizont vorbeiziehen sah. Da! Sieh doch, sie kommt!

»Dummkopf! Du weißt sehr wohl, dass du nur phantasierst.«

»Du meinst, nichts auf der Welt ist wirklich?«

Nichts auf der Welt ist wirklich, wenn das Kreuz, das ich dort in 20 Kilometer Entfernung auf dem Gipfel des Sandhügels sehe, nicht wirklich ist. Oder ist es ein Leuchtturm? Nein, das Meer liegt nicht in dieser Richtung. Also muss es ein Kreuz sein. Ich hatte die Nacht damit verbracht, meine Karte zu studieren, was natürlich nichts brachte, da ich nicht wusste, wo wir uns befanden. Trotzdem hatte ich auf jedes Zeichen geachtet, das die rettende Anwesenheit von Menschen versprach. Und irgendwo auf der Karte hatte ich einen kleinen Kreis entdeckt, der von einem solchen Kreuz überragt wurde. Ich hatte auf der Legende nachgeschaut, was dieses Symbol bedeutete, und hatte gelesen: »Religiöse Anstalt.«

In der Nähe des Kreuzes hatte sich ein schwarzer Punkt befunden. Wieder war ich mit dem Finger auf die Legende gefahren und hatte gelesen: »Ständiger Brunnen.« Mein Herz hatte einen Sprung gemacht und ich hatte die Legende immer wieder laut wiederholt: »Ständiger Brunnen, ständiger Brunnen!« Was waren alle Schätze Ali Babas im Vergleich zu einem ständigen Brunnen? Etwas weiter entfernt waren zwei weiße Kreise. Dazu hieß es in der Legende: »Zeitweiser Brunnen«. Das war schon weniger schön. Und um diese Symbole herum war weit und breit nichts ... Nichts außer dem Nichts der Verzweiflung.

Aber jetzt hatte ich meine »religiöse Anstalt« entdeckt! Sicher haben die Mönche dort auf dem Hügel ein großes Kreuz errichtet, speziell für Menschen in unserer Notlage! Alles, was ich tun musste, war, dieses Kreuz zu erreichen. Dann würde ich von den Dominikanern aufgenommen werden. »Aber in Libyen gibt es nur koptische Klöster!«

... von den gelehrten Dominikanern aufgenommen werden. Sie haben eine große kühle Küche mit roten Fliesen, und im Hof eine große rostige Pumpe. Und unter der rostigen Pumpe ... unter der Pumpe ... Du hast es erraten! ... Unter der quietschenden Pumpe ist der ständige Brunnen! Ah, was für ein Jubel, wenn ich an ihrem Tor läute, wenn ich den Strick der großen Glocke ziehe.

»Schwachkopf! Du beschreibst ein Haus in der Provence; dieses Haus hat keine Glocke!«

... den Strick der großen Glocke ziehe. Dann hebt der Pförtner seine Arme zum Himmel und ruft: »Da kommt der Bote des Herrn!«, und er trommelt alle Mönche zusammen, und sie strömen aus dem Kloster auf mich zu und empfangen mich mit einem großen Festmahl, als wäre ich der verlorene Sohn. Sie führen mich in ihre Küche und sagen: »Einen Augenblick, mein Sohn, einen Augenblick. Wir gehen nur kurz zum Brunnen.« Und ich breche vor Glück in Tränen aus. Nein, nein! Ich will nicht weinen, nur weil auf dem Hügel kein Kreuz mehr steht. Die Verlockungen des Westens sind nichts als Trugbilder. Ich wende mich nach Norden. Zumindest ist der Norden erfüllt vom Rauschen des Meeres.

Nur diesen Kamm überqueren, dahinter breitet sich bis zum Horizont die schönste Stadt der Welt aus. »Du weißt doch genau, das ist eine Fata Morgana.«

Natürlich weiß ich, dass es ein Trugbild ist! Meinst du, ich lasse mich täuschen? Aber was ist, wenn ich dieser Fata Morgana nachgehen möchte? Wenn ich es genieße, meiner Hoffnung nachzugeben? Wenn es mir gefällt, diese Stadt mit Zinnen und Türmen und Flaggen zu lieben, die im Sonnenlicht aufscheint? Was, wenn ich mich dafür entscheide, leichtfüßig vorwärts zu gehen - denn Müdigkeit, musst du wissen, lasse ich einfach hinter mir, jetzt, wo ich glücklich bin ... Prévot und sein Revolver! Dass ich nicht lache! Ich ziehe meine Trunkenheit vor. Ich bin betrunken, denn ich sterbe vor Durst.

Es war die Dämmerung, die mir Ernüchterung brachte. Plötzlich blieb ich stehen, entsetzt darüber, wie weit ich mich von unserem Lager entfernt hatte. Im Dämmerlicht starb die Fata Morgana. Der Horizont war seiner Pracht, seiner Paläste und Priestergewänder beraubt. Es war wieder der alte, öde Wüstenhorizont.

»Einen schönen Tagesmarsch hast du vollbracht! Jetzt holt dich die Nacht ein. Vor Tagesanbruch kannst du nicht weitergehen, und bis dahin sind deine Spuren verweht und du bist im völligen Nirgendwo.«

»In diesem Fall kann ich genauso gut geradeaus weitergehen. Warum umkehren? Warum soll ich zu unserem Wrack wandern, wenn das Meer direkt vor mir liegt?«

»Wo hast du denn das Meer gesehen? Wie kannst du dir einbilden, du könntest noch so weit laufen? Euch trennen mindestens 300 Kilometer. Währenddessen hält Prévot neben der Simoun Ausschau nach dir. Vielleicht hat ihn schon eine Karawane gefunden«

Gut, ich gehe zurück. Aber zuerst will ich die Menschen um Hilfe anrufen. »Hallo! Hallo! Mein Gott, dieser Planet ist doch bevölkert! Wo sind nur seine Menschen?« »Hallo! Hallo!«

Ich war heiser. Meine Stimme versagte. Ich wusste, es war lächerlich, so zu krächzen, dennoch rief ich noch einmal: »Hallo! Hallo!«

Dann kehrte ich um.

Ich war zwei Stunden gelaufen, als ich in der Ferne die Flammen des Lagerfeuers sah, die Prévot aus Sorge vor meinem Ausbleiben zum Himmel gesendet hatte. Und doch berührte es mich kaum. Eine weitere Stunde schleppte ich mich vorwärts. Noch 500 Meter. Noch hundert Meter. Fünfzig Meter. »Oh!«

Erstaunt hielt ich inne. Freude überkam mich und erfüllte mein Herz mit voller Wucht. Im Feuerschein stand Prévot und unterhielt sich mit zwei Arabern, die sich an den Motor lehnten. Er hatte mich nicht bemerkt, denn er war zu sehr von seiner eigenen Freude erfüllt. Wenn ich nur still gesessen und mit ihm gewartet hätte! Ich wäre schon längst gerettet worden. Jubelnd rief ich ihm zu: »Hallo! Hallo!«

Die beiden Beduinen wandten sich um und starrten mich an. Prévot ließ sie stehen und kam auf mich zu. Ich öffnete meine Arme. Er packte mich am Ellbogen. Dachte er etwa, ich könnte umkippen?

»Endlich«, sagte ich. »Da sind sie.«

»Wer?«

»Die Araber!«

»Welche Araber?«

»Die Araber dort bei Ihnen.«

Prévot sah mich bestürzt an, und ich hatte das Gefühl, dass er mir nur sehr widerwillig ein schwerwiegendes Geheimnis anvertraute: »Hier sind keine Araber.«

Dieses Mal, das weiß ich, habe ich wirklich geweint.

VI

Ein Mensch kann neunzehn Stunden ohne Wasser auskommen, und was haben wir seit gestern Abend getrunken? Einige Tautropfen bei Tagesanbruch. Aber der Nordostwind weht immer noch und verlangsamt den Prozess der Austrocknung. Ihm verdanken wir auch die ständige Bildung hoher Wolken. Wenn sie doch nur direkt über uns dahinziehen und abregnen würden! Aber in der Wüste regnet es nie.

»Prévot. Lass uns einen Fallschirm auftrennen und die Tücher mit Steinen beschwert auf dem Boden ausbreiten. Wenn der Wind bis zum Morgen nicht dreht, fängt die Seide den Tau auf, den wir auswringen und in einen Tank füllen können.«

Wir breiteten unter dem Sternenhimmel die sechs weißen Dreiecksegmente aus, und Prévot montierte einen leeren Treibstofftank ab. Mehr konnten wir bis zum Morgen nicht tun. Aber Prévot hatte unter den Trümmern wunderbarerweise eine Orange entdeckt! Wir teilten sie uns und waren völlig aus dem Häuschen, obwohl es für zwei Männer, die zwanzig Liter Wasser hätten gebrauchen können, wenig genug war.

Neben dem Feuer ausgestreckt betrachtete ich die leuchtende Frucht und sagte mir: Die Menschen haben keine Ahnung, was eine Orange bedeuten kann. »Hier sind wir, dem Tode

geweiht«, sagte ich mir, »doch der sichere Tod kann uns diese Freude nicht verderben. Die halbe Orange, die ich in Händen halte, ist eine der größten Freuden meines Lebens.«

Ich lag flach auf dem Rücken, lutschte meine Orange und zählte die Sternschnuppen. Für den Augenblick war ich unendlich glücklich. »Niemand kann die Welt verstehen, die er nicht selbst erlebt hat«, dachte ich. »Wir haben keine Ahnung, wie man sich in einer Lage fühlt, bevor wir nicht selbst mitten drinstecken.«

Jetzt verstand ich zum ersten Mal die Zigarette und das letzte Glas Rum, das einem zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung gereicht wird. Ich konnte mir bisher nicht vorstellen, warum er solche Nichtigkeiten wertschätzt. Dabei genießt er einfach die Freude daran. Ich dachte immer, sein Lächeln verrate besondere Tapferkeit. Aber er lächelt, weil er den Rum genießt. Wir ahnen nicht, dass er in seiner letzten Stunde den Blickwinkel wechselt und noch einmal sein Menschsein genießt.

Wir sammelten eine Menge Wasser, wohl an die zwei Liter! Nie wieder Durst! Wir waren gerettet! Wir hatten etwas zu trinken!

Ich tauchte meinen Zinnbecher in den Tank und schöpfte eine seltsam grünlich-gelbe Flüssigkeit heraus, von der mir beim ersten Schluck so übel wurde, dass ich trotz meines Durstes erst einmal Atem holen musste, bevor ich sie hinunterwürgen konnte. Es war reiner Schlamm, den ich geschluckt, hatte, weiß Gott, mit einem giftigen Metallgeschmack, der sogar meinen Durst überbot.

Ich blickte Prévot an und sah, wie er zu Boden blickend umherirrte, als ob er etwas suchte. Plötzlich beugte er sich vor und erbrach sich, ohne sein Herumwirbeln zu unterbrechen. Eine halbe Minute später war ich an der Reihe. Ich wurde von solchen Krämpfen geschüttelt, dass ich im Knien die Finger in den Sand krallte, während ich mich übergab. Keiner von uns sprach ein Wort, und für eine Viertelstunde blieben wir erschüttert liegen und brachten nichts als einen Rest Galle heraus.

Nach einiger Zeit beruhigten wir uns, und ich spürte nur noch ein vages Unwohlsein. Aber unsere letzte Hoffnung war verflogen. Ob dieser Fehlschlag auf die Beschichtung des Fallschirms oder die Magnesiumauskleidung des Tanks zurückzuführen war, habe ich nie herausgefunden. Wahrscheinlich hätten wir ein anderes Tuch oder einen anderen Behälter oder beides gebraucht.

Inzwischen war helllichter Tag und höchste Zeit, uns auf den Weg zu machen. Diesmal wollten wir so schnell wie möglich aufbrechen, dieses verfluchte Plateau für immer verlassen und bis zum Umfallen weiter marschieren. Das war es, was Guillaumet nach seinem Absturz in den Anden getan hatte. Ich hatte den ganzen Tag zuvor an ihn denken müssen und war entschlossen, seinem Beispiel zu folgen. Wir mussten das ungeschriebene Gesetz der Piloten, sich niemals vom Flugzeugwrack zu entfernen, missachten, denn ich war mir sicher, dass uns hier niemand suchen und finden würde.

Wieder einmal stellten wir fest, dass nicht wir es waren, die Schiffbruch erlitten hatten, nicht wir, sondern diejenigen, die auf ein Lebenszeichen von uns warteten, die durch unser Schwei-

gen beunruhigt waren und inzwischen durch die Hiobsbotschaft unseres Verschwindens von tiefer Trauer zerrissen sein mussten. Wir mussten sie unbedingt erreichen und trösten. Auch Guillaumet hatte mir erzählt, als er aus den Anden wiederkam, dass er den Schiffbrüchigen zu Hilfe geeilt war. Das war wohl eine allgemeine Wahrheit.

»Wenn ich allein auf der Welt wäre«, sagte Prévot, »würde ich mich einfach hier niederlegen.«

Wir marschierten schnurstracks Richtung Ost-Nordost. Falls wir den Nil tatsächlich schon überquert hatten, dann führte uns jeder Schritt immer tiefer in die arabische Wüste.

Ich kann mich an kaum etwas von diesem Tag erinnern. Ich erinnere mich nur an meine Eile. Ich eilte verzweifelt auf etwas zu, etwas Endgültigem entgegen, unserem eigenen Untergang. Ich erinnere mich auch, dass ich den Blick strikt zu Boden gerichtet hatte, denn die Luftspiegelungen hätte ich nicht ertragen. Von Zeit zu Zeit korrigierten wir unseren Kurs nach dem Kompass, und hin und wieder legten wir uns hin, um zu verschlafen. Ich erinnere mich, dass ich den Gummimantel, den ich als Schutz für die Nacht mitgenommen hatte, irgendwann wegwarf. Das ist alles, was ich über diesen Tag noch weiß. Erst an die Kühle des Abends erinnere ich mich wieder klar. Aber tagsüber war ich wie der Sand, in dem sich die Spuren verwischen. Als die Sonne unterging, beschlossen wir, unser Lager aufzuschlagen. Ich wusste sehr wohl, dass wir weiterlaufen sollten, dass uns diese Nacht ohne Wasser den Rest geben würde. Aber wir hatten den Fallschirmstoff mitgenommen, und wenn das Gift nicht am Fallschirm gelegen hatte, dann könnten wir am nächsten Morgen Wasser trinken.

Wieder breiteten wir unter den Sternen unser Auffangbecken für den Tau aus. Aber der Himmel im Norden war wolkenlos. Der Wind roch anders, schmeckte anders, fühlte sich anders an. Er kam aus einer anderen Gegend. Etwas umwehte uns, aber diesmal war es die Wüste selbst. Die wilde Bestie verfolgte uns, hatte uns in ihrer Gewalt. Ich spürte ihren heißen Atem in meinem Gesicht, ich konnte fühlen, wie sie mir Gesicht und Hände leckte. Angenommen, ich wäre weitergelaufen, ich hätte keine zehn Kilometer geschafft. Schließlich hatte ich seit drei Tagen praktisch ohne Wasser hundertachtzig Kilometer zurückgelegt.

Und dann, gerade als wir anhielten, sagte Prévot: »Ich wette, das ist ein See!«

»Sie spinnen ja!«

»Kann es denn jetzt, nach Sonnenuntergang, eine Luftspiegelung sein?«

Ich gab keine Antwort. Ich hatte schon lange aufgehört, meinen Augen zu trauen. Wenn es keine Fata Morgana war, dann eben eine Halluzination. Wie konnte Prévot nur an so etwas glauben? Aber er blieb hartnäckig.

»Er ist nur zwanzig Minuten entfernt. Ich schaue mal nach.«

Sein Starrsinn ging mir auf die Nerven. »Nur zu!«, rief ich. »Gehen Sie Luft schnappen! Das ist gut für die Gesundheit. Aber ich sage Ihnen: Wenn dort ein See ist, dann ist es Salzwasser. Egal ob Salz oder nicht, er ist des Teufels. Aber dort ist kein verdammter See!«

Prévot hatte sich schon auf den Weg gemacht, mit glasigem Blick. Ich wusste, wie unwiderstehlich uns solche Hirngespinnste anlocken, und dachte: »Manche Schlafwandler laufen

direkt in die Lokomotive, die auf sie zukommt.« Und ich wusste, Prévot würde es nicht zurück schaffen. Er würde vom Schwindel des leeren Raums erfasst werden und nicht mehr umkehren können. Irgendwann würde er umkippen und dort sterben, und ich irgendwo anders. Als ob das wichtig wäre.

Während ich darüber nachdachte, fiel mir auf, dass diese völlige Gleichgültigkeit kein gutes Omen war. Einmal, als ich im sinkenden Wasserflugzeug schon halb ertrunken war, hatte ich mich ebenso gehen lassen. Jetzt nutzte ich die Zeit, mit dem Gesicht nach unten auf den Steinen liegend einen Brief für die Nachwelt zu schreiben. Das gab mir Gelegenheit, noch einmal Bilanz über mich selbst zu ziehen. Mein Brief war sehr schön, sehr würdevoll und voller guter Ratschläge. Es machte mich richtig glücklich und selbstzufrieden, ihn noch einmal durchzulesen. Da würde man später sagen: »Das ist ein bewundernswerter nachgelassener Brief! Wie schade, dass der Mann tot ist!«

Ich wollte auch wissen, wie weit es mit mir schon war. Ich versuchte, im Mund etwas Speichel zu sammeln. Wie lange war es her, dass ich gespuckt hatte? Kein Speichel kam. Wenn ich den Mund geschlossen hielt, pappte eine Art Klebstoff meine Lippen zusammen, trocknete außen und bildete eine harte Kruste an den Lippen. Aber noch war ich fähig, die Lippen zu öffnen, und ich sah auch kein weißes Licht vor Augen. Sobald das Lichtspiel beginnen würde, hatte ich noch höchstens zwei Stunden.

Es ist Nacht. Der Mond ist, seit ich ihn zuletzt gesehen habe, größer geworden. Prévot kommt nicht zurück. Ich strecke mich auf dem Rücken aus und lasse mir meine Lage durch den Kopf gehen. Ein längst vergessener Eindruck taucht wieder auf, und ich versuche, ihn zu erfassen. Ich war ... Ich war ... Ich war auf See. Auf einem Schiff auf dem Weg nach Südamerika und lag ausgestreckt, genau wie jetzt, auf dem Oberdeck. Die Spitze des Mastes schwankte zwischen den Sternen ganz langsam hin und her. Dieser Mast fehlt heute Abend, aber wieder bin ich auf See, unterwegs zu einem Hafen, der nicht mehr in meiner Macht steht. Sklavenhändler haben mich gefesselt auf dieses Schiff geworfen ...

Ich dachte an Prévot, der immer noch nicht zurück war. Nicht ein einziges Mal hatte ich ihn klagen hören, das war gut so. Es wäre mir unerträglich gewesen, ihn jammern zu hören. Prévot war ein Mann.

Was ist das? Fünfhundert Meter vor mir sehe ich ihn mit seiner Lampe fuchteln. Er hat seine Spur verloren und sucht nach mir. Aber ich habe keine Lampe, mit der ich ihm ein Zeichen geben könnte. Ich springe auf und rufe, doch er hört mich nicht. Eine zweite Lampe taucht auf, und eine dritte! Gott im Himmel! Ein Suchtrupp! Sie suchen nach mir!

»Hallo! Hallo!«, rufe ich.

Aber sie hören mich nicht. Die drei Lampen versuchen immer noch, mir ein Zeichen zu geben.

»Heute Nacht bin ich bei klarem Verstand«, sage ich mir. »Ich bin völlig entspannt und halluziniere nicht. Das sind drei wirkliche Lampen, etwa fünfhundert Meter entfernt.« Ich starre in ihre Richtung und schreie, so laut ich kann, aber sie hören mich nicht.

Jetzt, zum ersten und einzigen Mal, wurde ich wirklich von Panik ergriffen. Ich dachte, ich könnte zu ihnen rennen. »Warten Sie! Warten Sie!«, rief ich. Doch sie schienen sich zu entfernen, sich abzuwenden, wo anders nach mir zu suchen. Und wenn ich stolpere und hinfallte, ohne in ihren rettenden Armen zu landen, die mich im Dunkeln suchen? Ich schrie und rief immer wieder. Jetzt hatten sie mich gehört! Ein Ruf kam als Antwort. Ich bekam kaum noch Luft, aber ich rannte weiter und schrie im Laufen, bis ich Prévot sah und zu Boden sank.

Als ich wieder sprechen konnte, sagte ich: »Puh! Als ich all diese Lichter sah ...«

»Welche Lichter?«

Oh, es stimmte! Er war allein!

Diesmal fühle ich keine Verzweiflung, nur eine taube Wut. »Was ist mit Ihrem See?«

»Immer, wenn ich ihm näher kam, wich er zurück. Ich lief ihm etwa eine halbe Stunde nach. Dann schien er mir doch zu weit weg zu sein, also kehrte ich um. Jetzt bin ich mir wenigstens sicher, dass dort ein See ist.«

»Sie sind verrückt. Völlig verrückt. Warum haben Sie das getan? Warum?«

Was hatte er denn eigentlich getan? Und aus welchem Grund? Ich war so entrüstet, dass ich hätte weinen können, aber ich wusste kaum, warum ich entrüstet war.

Prévot erklärte mir mit erstickter Stimme: »Ich hatte das Gefühl, ich müsste Wasser finden. Ihre Lippen waren so furchtbar blass.«

Verstehe! Das war es also. Meine Wut ebte ab. Ich fuhr mir mit der Hand über die Stirn, als erwachte ich aus tiefem Schlaf. Ich war plötzlich traurig und sagte: »Ich sah sie so deutlich und klar, wie ich Sie jetzt sehe. Drei Lichter waren es. Ich schwöre Ihnen, Prévot, ich habe drei Lichter gesehen!«

Prévot erwiderte nichts. »Tja«, sagte er schließlich, »ich glaube, es steht schlecht um uns.«

In dieser trockenen, dunstlosen Luft gibt der Boden seine Temperatur schnell ab. Es war bereits sehr kalt. Ich stand auf und stapfte umher. Aber bald überkam mich ein heftiger Schüttelfrost. Mein verdicktes Blut zirkulierte nur träge, und ich wurde von einem eisigen Frost durchbohrt, der nicht nur von der Kälte der Nacht kam. Meine Zähne klapperten, mein ganzer Körper begann zu zucken. Meine Hand zitterte so, dass ich keine Taschenlampe halten konnte. Ich, der ich noch nie besonders gefroren hatte, drohte vor Kälte zu sterben. Was für eine seltsame Wirkung der Durst haben kann!

Irgendwann beim Marschieren in der Sonnenhitze hatte ich mich meines Gummimantels entledigt. Jetzt wehte der Wind immer schärfer, und ich merkte, dass die Wüste keinerlei Schutz vor ihm bot. Die Wüste war glatt wie Marmor. Tagsüber bietet sie keinen Schatten, nachts liefert sie uns nackt dem Wind aus. Kein Baum, keine Hecke, kein Fels, hinter dem ich Schutz suchen konnte. Der Wind stürzte sich auf mich wie eine Reitertruppe im freien Feld. Ich konnte mich drehen und winden wie ich wollte, es nutzte nichts. Ich legte mich hin, stand wieder auf, legte mich wieder hin, aber ich blieb seiner eisigen Peitsche ausgesetzt. Ich hatte keine Kraft mehr, dem mörderischen Peiniger zu entfliehen, und fiel unter seinen Hieben auf die Knie, den Kopf in den Händen vergraben. Ich erinnere mich, dass ich mich irgendwann

schlotternd aufgemacht habe. Einfach gehen, einfach vorwärts, bis ich mich fragte, wohin eigentlich. Wo war ich? ... Da hörte ich Prévot rufen. Das brachte mich zur Besinnung.

Ich kehrte zu ihm zurück, immer noch von Kopf bis Fuß zitternd von dem Anfall, der meinen ganzen Körper erschütterte. »Das ist nicht die Kälte«, sagte ich mir. »Es kommt von was anderem. Das ist das Ende.« Ich hatte einfach nicht mehr genug Wasser in mir. Gestern und vorgestern war ich zu weit gelaufen, ganz allein, und jetzt war ich dehydriert.

Aber gegen den Gedanken, vor Kälte zu sterben, wehrte ich mich. Da waren mir die Phantombilder lieber, das Kreuz, die beiden Beduinen, die Lampen. In denen lag zumindest der Reiz der Verlockung. Aber wie ein Sklave zu Tode gepeitscht zu werden ...

Wieder ging ich in die Knie.

Wir hatten etwas Medizin mitgenommen: hundert Gramm reinen Äther, hundert Gramm neunzigprozentigen Alkohol und ein Fläschchen Jod. Ich versuchte zwei, drei Schlückchen reinen Äther, aber er ätzte wie Messer. Dann versuchte ich neunzigprozentigen Alkohol: Er schnürte mir die Kehle zu. Schließlich hob ich eine Kuhle im Sand aus, legte mich hinein und deckte mich bis aufs Gesicht mit Sand zu.

Prévot sammelte ein paar Zweige und machte ein spärliches Feuer, das bald wieder ausbrannte. Er weigerte sich, sich im Sand zu begraben, und strampelte lieber im Kreis herum wie ein Hampelmann, was ich unsinnig fand. Meine Kehle war immer noch zugeschnürt, und obwohl das nichts Gutes verhieß, fühlte ich mich besser. Ich wurde ganz still und fühlte einen inneren Frieden, besser, als ich zu hoffen gewagt hatte. Unfreiwillig war ich wieder auf Reisen, gefesselt auf dem Deck meines Sklavenschiffes unter den Sternen. Aber so wirklich unglücklich war ich nicht mehr. Solange ich keinen Muskel bewegte, spürte ich auch keine Kälte. Ich vergaß meinen im Sande vergrabenen Körper. Ich würde mich keinen Zentimeter mehr rühren und deshalb nie wieder leiden. Tatsächlich litt ich sehr wenig. Schließlich erklang jenseits all dieser Qualen eine Symphonie aus Müdigkeit und Delirium; ich tauchte ein in ein buntes Bilderbuch voller Märchen und Gruselgeschichten.

Der Wind jagte mich mit Peitsche und Sporn, und ich floh vor ihm wie ein verängstigter Fuchs. Dann drückte mir jemand die Kehle zu. Ich bekam keine Luft mehr, weil ein großes Knie meine Brust zusammenpresste. Ein Knie! Vergeblich versuchte ich, mich dem Würgegriff des Todesengels zu entwinden, der mich erdrückte. Jedenfalls war ich in dieser Wüste keinen Augenblick allein. Schließlich hörte ich auf, meine Umgebung zu spüren, und zog mich ganz in mich selbst zurück. Ich schloss die Augen und rührte kein Glied. Die Flut der inneren Bilder trug mich davon und führte mich in einen ruhigen Traum, bis der reißende Strom im Frieden des Meeres mündete.

Lebt wohl, geliebte Augen! Gebt mir bitte nicht die Schuld, dass der Mensch nicht länger als drei Tage ohne Wasser leben kann. Ich hätte nie geglaubt, wie abhängig der Mensch von den Quellen der Erde ist, wie unfrei und gefangen wir sind, wie wenig selbständig. Wir halten es für selbstverständlich, dass wir nach Lust und Laune frei durch die Welt gondeln können. Wir glauben, der Mensch sei frei, und sehen nicht die Fessel, die uns an Brunnen und Quellen

bindet. Ein Schritt zu viel, und die Nabelschnur reißt, die uns aus dem Schoß der Erde speist. Das ist der Tod.

Abgesehen von eurem Leid: Ich bereue nichts. Alles in allem habe ich es besser als ihr. Falls ich diesmal davonkomme, mache ich genauso weiter wie bisher. Ich muss das Leben hautnah spüren. In den Städten ist das Leben nicht mehr menschenwürdig.

Die Luftfahrt ist dabei nicht das Entscheidende. Das Flugzeug ist nicht das Ziel, sondern das Werkzeug. Für das Flugzeug riskiert man nicht sein Leben. Genauso wenig, wie der Bauer um des Pfluges willen pflügt. Aber mit dem Flugzeug können wir die Stadt mit ihrer Bürokratie hinter uns lassen und zurückfinden zum wahren Leben in der Landschaft.

Unsere Arbeit ist menschlich, mit menschlichen Sorgen. Wir sind verbunden mit dem Wind, mit den Sternen, mit der Nacht, mit dem Sand, mit dem Meer. Wir messen uns mit den Kräften der Natur. Wir warten auf den Morgen wie der Gärtner auf den Frühling. Wir freuen uns auf den Flughafen wie auf das gelobte Land; und die Wahrheit suchen wir in den Sternen.

Ich will mich nicht beklagen. Seit drei Tagen bin ich marschiert, kenne den Durst, bin Spuren im Sand gefolgt, habe Hoffnung aus dem Tau geschöpft. Habe nach Wesen meiner Art gesucht, von denen ich vergessen habe, wo sie auf Erden wohnen. Das alles sind die Sorgen der Lebenden, die mir jetzt kaum wichtiger erscheinen als die Frage, in welchen Nachtclub wir heute Abend gehen sollen.

Ich verstehe die Leute in den Vorstadtzügen nicht mehr, die sich für Menschen halten, aber nichts als Ameisen sind, durch einen ihnen unbewussten Zwang zum bloßen Werkzeug reduziert. Wie verbringen sie ihren freien Tag, ihren kleinen, absurden Sonntag? Vergleichen wir das eine Leben mit dem anderen, dann war mein Leben der reine Luxus!

Ich bereue nichts. Ich habe gespielt und verloren. Das gehört zum Beruf. Zumindest habe ich die Brise des Meeres gespürt. Wer das einmal gekostet hat, der vergisst es nicht mehr. Nicht wahr, Kameraden? Gefährlich zu leben ist nicht das Aufregende. Das ist für mich völlig belanglos. Ein Stierkämpfer kann mich nicht begeistern. Nicht die Gefahr liebe ich. Nein, was ich liebe, ist das wahre Leben!

Der Himmel hellte sich auf. Ich streckte einen Arm aus dem Sand und befühlte mit der flachen Hand den Fallschirmstoff, der neben mir ausgebreitet war. Der Stoff war knochentrocken. Kann das sein? Der Tau fällt im Morgengrauen. Jetzt graute der Morgen, ohne das Tuch zu benetzen. Meine Gedanken drehten sich, und ich hörte mich sagen: »Hier ist ein trockenes Herz ... ein trockenes Herz ... ein trockenes Herz, das keine Tränen kennt!«

Ich kletterte aus dem Sand. »Auf geht's, Prévot! Unsere Kehlen sind noch nicht verklebt. Lass uns marschieren!«

VII

Der Westwind weht, der den Menschen in neunzehn Stunden ausdörft. Meine Kehle ist noch nicht zu, aber schmerzhaft und rau, dass ich schon ein Rasseln höre. Bald wird der Husten einsetzen, den man mir beschrieben hat und den ich schon erwartete. Meine Zunge stört mich. Das Schlimmste aber ist, dass ich schon leuchtende Flecken sehe. Sobald sie zu Flammen werden, muss ich mich hinlegen.

Wir marschieren zügig, um die Morgenfrische zu nutzen. Wir wissen, sobald die Sonne hoch steht, kommen wir nicht mehr weiter. Die brennende Sonne ... Wir dürfen nicht schwitzen. Wir dürfen nicht anhalten und verschnaufen. Selbst diese Morgenkühle hat nur achtzehn Prozent Luftfeuchtigkeit. Der Wind kommt aus der Wüste, seine tückische, sanfte Liebkosung trocknet unser Blut aus.

Am ersten Tag haben wir ein paar Trauben gegessen. In den nächsten drei Tagen je eine halbe Orange und ein Stück Kuchen. Für mehr hätten wir ohnehin keinen Speichel gehabt. Aber ich spüre keinen Hunger, nur Durst, und zwar weniger den Durst an sich als seine Wirkung: die raue Kehle, die Zunge wie Gips, das Rasseln und den ekligen Geschmack im Mund. All diese Empfindungen sind neu für mich. Zweifellos kann Wasser all das lindern, aber nach meiner Erinnerung kann ich das nicht mit dem heilenden Wasser in Verbindung bringen. Der Durst ist immer weniger ein natürliches Bedürfnis, er wird immer mehr zu einer Krankheit.

Der Gedanke an Wasser und Obst quält mich immer weniger. Ich vergesse das Leuchten der Orange, ich vergesse die leuchtenden Augen unter dem Hut. Vielleicht vergesse ich alles.

Wir haben uns hingesetzt, aber wir müssen weiter. Aber nach fünfhundert Metern geben unsere Beine nach. Wie schön wäre es, sich jetzt auf dem Sand auszustrecken, aber wir dürfen nicht rasten. Die Landschaft verändert sich. Immer weniger Steine, wir laufen über festen Sand. Zwei Kilometer vor uns erscheinen Dünen. Auf den Dünen zeigen sich mit niedrigen Sträuchern bewachsene Stellen. Dieser Sand ist viel angenehmer als der stählerne Steinpanzer, den wir hinter uns haben. Das ist die blonde Wüste, meine Sahara, wie ich sie zu kennen glaubte. Inzwischen müssen wir alle zweihundert Meter ausruhen. Aber wir sind fest entschlossen, durchzuhalten, bis wir die Sträucher erreicht haben. Das ist unser letztes Ziel. Eine Woche später, als wir mit dem Auto unseren Spuren folgten, um das Flugzeugwrack zu bergen, stellte ich fest, dass wir im letzten Marsch über achtzig Kilometer zurückgelegt hatten. Alles in allem war ich fast 200 Kilometer marschiert. Wie konnte ich da noch weiter?

Gestern bin ich ohne jede Hoffnung marschiert. Heute hat das Wort »Hoffnung« bereits allen Sinn verloren. Wir marschieren nur, um zu marschieren. Sicher arbeiten Ochsen genauso. Gestern träumte ich von einem Orangenparadies. Heute gibt es für mich kein Paradies mehr; ich glaube nicht mehr, dass es überhaupt Orangen gibt. In meinem Inneren finde ich nichts als ein ausgetrocknetes Herz. Ich taumele ohne Gefühle dahin. Ich spüre nicht einmal Schmerz, und das finde ich schade: Trauer wäre mir so süß erschienen wie Wasser. Ich könnte mich selbst bemitleiden und wie mit einem Freund mitfühlen. Aber ich habe keinen Freund mehr in dieser Welt.

Als wir gerettet wurden mit ausgebrannten Augen, dachten die Männer, wir hätten laut gerufen und gelitten. Aber Schreie, Verzweiflung und schluchzende Trauer sind ein Reichtum, über den wir nicht mehr verfügten. Wenn jungen Mädchen ihre erste Liebe stirbt, werden sie von Trauer ergriffen und weinen. Trauer ist eine Empfindung des Lebens. Ich aber spüre keine Trauer mehr.

Die Wüste bin ich. Ich kann keinen Speichel mehr bilden und auch keine süßen Visionen mehr, denen ich die Arme entgegenstrecken könnte. Die Sonne hat den Tränensee in mir ausgetrocknet.

Aber was sehe ich? Ein Funken Hoffnung durchfährt mich wie eine Brise auf See. Was ist dieses Zeichen, das meinen Instinkt weckt, noch bevor es mein Bewusstsein erreicht? Nichts hat sich verändert, und doch ist alles anders. Das sandige Totenbett, diese niedrigen Hügel mit den spärlichen Grünbüscheln formen nicht nur eine Landschaft, sondern ein Bühnenbild. Die Bühne ist zwar noch leer, aber eine Szene bahnt sich an. Ich schaue zu Prévot. Er ist vom gleichen Staunen ergriffen wie ich, und auch er begreift noch nicht ganz, was das bedeutet.

Ich wette, gleich geschieht etwas. Ich wette, dass diese Wüste belebt ist. Ich wette, diese Ödnis, diese verlassene Stille wird gleich einen stärkeren Trubel erleben als ein öffentlicher Platz.

»Wir sind gerettet! Hier sind Spuren im Sand!«

Wir hatten den Pfad der menschlichen Spezies verloren; wir waren ausgestoßen aus unserem Stamm; wir hatten uns ganz allein auf Gottes Erde befunden, vergessen von der großen Völkerwanderung ... Und was finden wir hier, in den Sand geprägt? Die wunderbaren Fußspuren von Menschen!

»Schau, Prévot, hier haben sich zwei Männer getrennt.«

»Hier hat ein Kamel gekniet.«

»Und hier ...«

Und doch sind wir noch nicht gerettet. Wir können nicht einfach sitzen und warten. In wenigen Stunden kommt jede Rettung zu spät. Sobald der Husten beginnt, geht das Verdursten sehr schnell. Und unsere Kehle ...

Und doch glaube ich an diese Karawane, die sich hier irgendwo durch die Wüste schlängelt.

Wir sind also weiter marschiert. Und plötzlich habe ich einen Hahn krähen hören. Guillaumet hatte mir erzählt: »Gegen Ende hörte ich in den Anden die Hähne krähen. Und auch eine Eisenbahn.« Als jetzt der Hahn krähte, erinnerte ich mich an Guillaumet und sagte mir: »Zuerst haben mich meine Augen gefoppt. Jetzt kommt sicher die nächste Auswirkung des Durstes. Meine Ohren haben nur länger widerstanden.« Aber Prévot packte mich am Arm: »Haben Sie das gehört?«

»Was?«

»Den Hahn.«

»Ja aber ... das heißt ...«

»Genau, du Schwachkopf! Das heißt Leben!«

Ich hatte eine letzte Halluzination: Drei Hunde jagten sich gegenseitig. Prévot schaute hin, sah aber keine Hunde. Wir winkten beide einem Beduinen mit den Armen zu. Wir schrien aus vollem Hals und lachten vor Glück.

Aber unsere Stimme reichte keine dreißig Meter weit. Der Beduine war hinter einer Düne auf seinem langsam schaukelnden Kamel erschienen und bewegte sich langsam wieder aus unserem Blickfeld. Vielleicht war er der einzige Araber in dieser Wüste, den uns ein Dämon geschickt hat, damit er vor unseren Augen erscheint und wieder verschwindet, weil wir nicht mehr zu ihm laufen können.

Jetzt sahen wir auf der Düne einen weiteren Araber von der Seite. Wir schrien, aber unser Ruf war nur ein Flüstern. Wir winkten mit den Armen, als wollten wir damit den ganzen Himmel aufwirbeln, aber der Beduine hatte sich von uns abgewendet und sah immer nach rechts. Endlich, ganz langsam, machte er eine Vierteldrehung. In der Sekunde, als er uns das Gesicht zuwandte, war alles erledigt.

In dieser einen Sekunde, in der uns sein Blick erfasste, befreite er uns bereits vom Durst, vom Tod und von den Luftspiegelungen. Seine kleine Vierteldrehung nach links hat die Welt verändert. Allein durch die Bewegung seines Oberkörpers, als sein Blick zu uns hinüberwanderte, erschuf er das Leben und kam mir vor wie ein Gott.

Ein Wunder geschieht. Er kommt durch den Sand auf uns zu wie ein Gott übers Meer.

Der Araber hat uns einfach nur angeschaut. Er legte uns seine Hände auf die Schulter, und wir gehorchten ihm und streckten uns auf dem Sand aus. Rasse, Sprache, Religion waren vergessen. Es gab nur noch diesen bescheidenen Nomaden mit den Händen eines Erzengels auf unseren Schultern. Mit der Stirn im Sand warteten wir. Und als das Wasser kam, tranken wir wie die Kälber mit dem Gesicht im Becken, mit einer Gier, die den Beduinen beunruhigte, sodass er uns immer wieder zurückzog.



Aber sobald er uns losließ, tauchten wir das Gesicht erneut ins Wasser.

Wasser!

Wasser, du hast weder Geschmack noch Farben noch Geruch. Du lässt dich nicht beschreiben. Wir genießen dich, ohne dich wirklich zu kennen. Du bist nicht lebenswichtig, du bist das Leben an sich! Du durchströmst uns mit einer Freude, die sich allein mit den Sinnen nicht erklären lässt. Durch deine Kraft kehren Schätze in uns zurück, die wir längst verloren glaubten. Dein Segen bringt all die ausgetrockneten Quellen unseres Herzens wieder in Fluss.

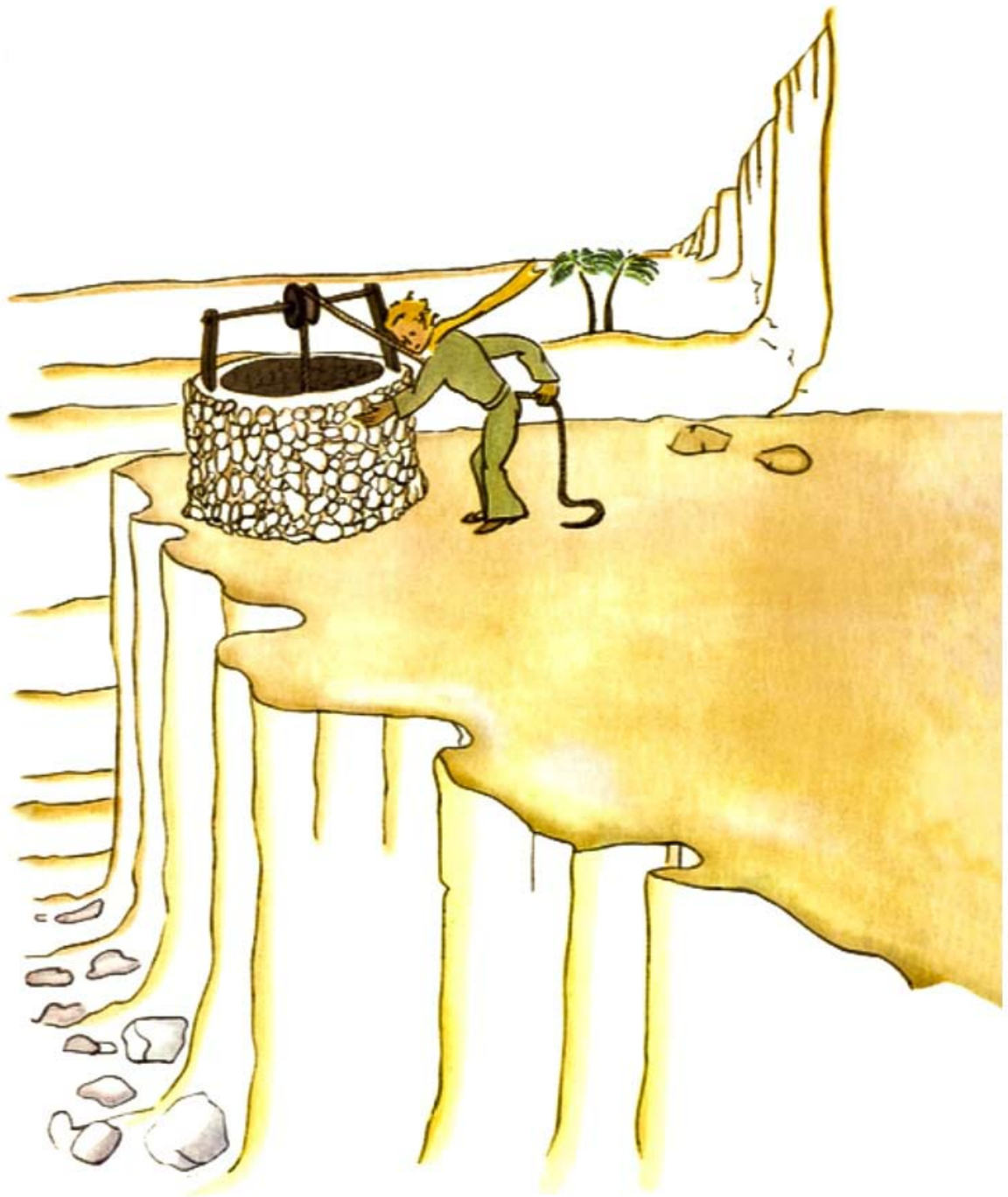
Von allen Reichtümern dieser Welt bist du der größte und gleichzeitig der empfindsamste, wenn du rein aus dem Inneren der Erde aufsteigst. An einer Quelle mit magnesiumhaltigem Wasser kann man verdursten. An einem See mit Salzwasser kann man sterben. Selbst zwei Liter Tauwasser kann uns nicht retten, wenn das Wasser giftige Salze enthält. Du duldest keine Vermischung, du duldest keine Verfremdung, bist eine stolze, leicht beleidigte Gottheit.

Aber du schenkst uns eine unendlich einfache Wohltat.

Und du, Beduine aus Libyen, der uns gerettet hat, bleibst für immer in meinem Gedächtnis, aber an deine Züge kann ich mich nicht entsinnen. Du bist für mich der Mensch an sich, und ich sehe in allen Menschen dein Gesicht. Du bist mein geliebter Bruder, der uns nie zuvor gesehen hatte und doch sogleich erkannte. Und ich erkenne dich meinerseits in allen Menschen.

Du erschienst uns voll Güte und Großmut als der edle Herr mit der Macht, uns Wasser zu reichen. In deiner Person kamen mir all meine Freunde, all meine Feinde entgegen. Du hast uns nicht nur gerettet, du hast uns vergeben, und ich habe keine Feinde mehr auf der Welt.





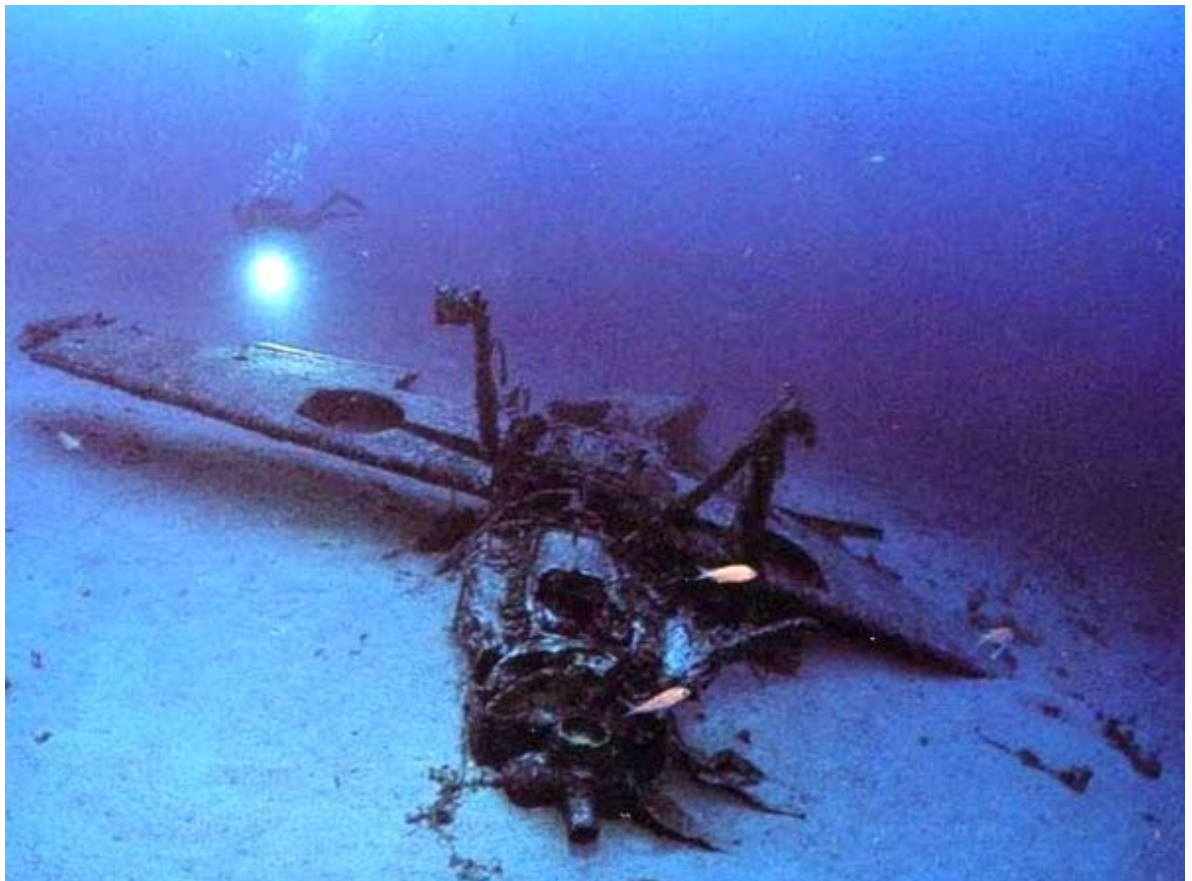




Antoine de Saint-Exupéry's letzter Flug

Am 31. Juli 1944 flog Antoine de Saint-Exupéry allein einen militärischen Aufklärungsflug von Korsika in Richtung Alpen und kehrte nicht mehr zurück. Auch das Wrack seiner US-Maschine vom Typ Lightning P-38 wurde nirgends gefunden. Erst 60 Jahre später, Anfang April 2004 wurden Überreste seines Flugzeugwracks vor der Küste Marseilles geborgen.

1998 fand ein Fischer aus Marseille in seinem Netz ein silbernes Armband mit Saint-Exupéry's Namen. Im Mai 2000 erklärte dann der Taucher Luc Vanrell, er habe Wrackteile der Maschine in etwa 70 Meter Tiefe am Meeresboden vor Marseille lokalisiert. Im Oktober 2003 gaben die Behörden die Erlaubnis, nach dem Wrack zu tauchen und es zu bergen, und bestätigten den Fund anhand der Seriennummer, die auf dem Leitwerk gefunden wurde.



In einem Interview der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 17. März 2008 bekannte der 85-jährige Horst Rippert, der lange Zeit Sportreporter beim ZDF war, den Autor des Kleinen Prinzen 1944 abgeschossen zu haben.

„Ich war Jagdflieger und hatte den Auftrag, einen Aufklärungsflug im Gebiet über Toulon zu machen. Da habe ich dann ein Flugzeug gesehen und an der Kokarde erkannt, dass es feindlich war. Ich habe es verfolgt und sofort abgeschossen, aus etwa 200 Metern Entfernung. Aber ich konnte natürlich weder durch meine Glasscheibe noch durch dessen Glasscheibe sehen, dass es mein Freund Saint-Exupéry war. Man sieht da nichts. Er war einer meiner Favoriten. Ich hatte alle seine Bücher gelesen, weil er auch so viel über die Fliegerei geschrieben hat.

Meine Abschüsse musste ich natürlich angeben. Über Funk haben wir das der Bodenstelle gemeldet: Das und das Flugzeug habe ich getroffen, jetzt fällt es runter, patsch. Aber doch nicht, wer drinsitzt!

Nach Kriegsende hieß es, an dem Tag ist er um die Zeit abgeschossen worden. Aber ich konnte natürlich nicht beweisen, dass ich es war. Ich dachte nur: traurig, traurig, traurig.

Erst als im Jahr 2000 im Meer Flugzeugreste gefunden wurden, die 2004 eindeutig als Reste von Saint-Exupérys Flugzeug identifiziert wurden, wurde mir der Zusammenhang vollends klar. Ich bedauere zutiefst, den von mir sehr verehrten Autor getötet zu haben.“



Bildnachweis:

Dokumentaraufnahmen vom Dezember 1935/Januar 1936:

www.thisdayinaviation.com/30-december-1935-wind-sand-stars/

caudron-simoun-c630-c635 – forums.x-plane.org

Le Musée de l'Air et de l'Espace

Bureau d'Archives des Accidents d'Avions - f-anry

Dokumentaraufnahmen 1944:

Fotos der Funde im Mittelmeer nahe Marseille:

Fredriga - Photo prise à Marseille durant l'été 2009.

Duell in den Wolken - Der letzte Flug des kleinen Prinzen

Dokumentarfilm 2008